

# STUZZEL

Roman

## Jürgen Römer

Leseprobe

Der Band ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie Filmrechte.

© Jürgen Römer 2008/10

ISBN 978-3-9810001-9-1

Bing & Schwarz

Korbach 2010



## Inhalt

Quentin Jauer, Die Entdeckung einer Sensation	5
Johann Georg Wollzogen, Prooemium	9

### Das Leben Stuzzels

I – Mittelbach	13
II – Reise Hessen. Rhein. Schwarzwald.	37
III – Überlingen	107
IV – Reise Beuron. Sayn. Marburg.	145
Erzählungen Bertrams von Mömpelgard	152
V – Marburg	201
VI – Reise Marburg. Mittelbach. Weser. Bremen.	245
Juttas Geschichte	257
VII – Bremen	297
VIII – Onsala Sandö	355
Leben des heiligen Brundus, wie der Einsiedler Petrus es erzählte	375
IX – Reise Schweden. Fischbeck.	393

Ein Schloss, in dem sich ein großer, von Hand geschmiedeter Schlüssel langsam und quietschend dreht, eine Tür, die sich knarrend öffnet, ein Raum, aus dessen Halbdunkel ein modriger, feuchter und stickiger Dunst dringt – das sind die perfekten Zutaten für einen Gruselschocker. Und diese Zutaten steigern die Neugier des Menschen, der den Raum betritt, auf der Suche nach einer Sensation! Denn nichts weniger als eine Sensation soll sich in diesem Raum verbergen, einem Büchersaal eines Schlosses in einer kleinen ehemaligen Residenzstadt im mittleren Deutschland, deren Name hier nichts zur Sache tun soll. Das Versprechen der Verschwiegenheit war die Bedingung, die der Besitzer der Bibliothek für den Besuch gestellt hat. Ich halte mich daran, hat er mir doch eine enorme Ankündigung gemacht: Ich soll ein Buch zu sehen bekommen aus dem 18. Jahrhundert, das nur noch in einem Exemplar existiert und eine Geschichte enthält, die fünfhundert Jahre früher aufgeschrieben worden ist. Von einem Mönch. Einem Mönch, der sein Leben beschrieben hat, damals, im 13. Jahrhundert. Wer jetzt denkt: „Na und?“, der weiß eben nicht viel von mittelalterlicher Literatur. Wir kaufen Dutzende von historischen Romanen und Krimis und verschlingen sie im Bett oder am Strand und meinen, jetzt wüssten wir etwas über das Mittelalter. Dabei blenden wir natürlich aus, dass diese Bücher alle von unseren Zeitgenossen geschrieben werden. Sie haben mit dem Mittelalter und seiner Realität meist erstaunlich wenig zu tun. Allzu oft sind es moderne Krimis, in denen eben nicht mit dem Gewehr, sondern mit der Armbrust geschossen wird und die Mörder auf einem edlen Ross und nicht in einem Porsche mit getönten Scheiben davon jagen. Aber hier, in diesem stickigen Raum, da soll ein spannendes Buch liegen, das WIRKLICH im Mittelalter geschrieben worden ist! Ich bin aufgeregt und werde ein wenig nervös.

Der Schlossbesitzer – auch sein Name bleibe hier unbenannt – geht zu einem alten Bücherschrank, der gefüllt ist mit großen Folianten, eingebunden in abgeriebenes, altes Leder. Ich erwarte, dass er einen der dickleibigen Bände herausziehen wird und stelle mir vor, wie er mit seinem Gewicht auf meinen Händen liegt. Aber nein, es kommt ganz anders. Unscheinbar, am Rand des untersten Regalbodens steht ein kleines Büchlein, das er in die Hand nimmt. „Hier ist er: der Stuzzel!“ Ein geheimnisvolles

Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus. Schnell fingert er ein Paar dünne Baumwollhandschuhe aus der Jackentasche und gibt sie mir. Ich ziehe sie über. Dann öffne ich das kleine, dicke Buch. Die leicht gewellten Seiten aus dickem, handgeschöpftem Papier knistern, als ich es aufschlage. Ich lese: „Die Lebensgeschichte des Mönchs Stuzzel, genannt Eugendus, aus dem 13. Jahrhundert, aufgefunden und verteutscht von Johann Georg Wollzogen, Fürstlicher Geheimer Rat und Secretarius. Gedruckt in der Hofdruckerei zu Bährla 1770.“ Es sieht aus wie irgend ein Ritter- und Mönchsroman, wie sie im 18. Jahrhundert haufenweise auf den Markt geworfen wurden von bildungseifrigen Schreiberlingen. Mein Gastgeber erkennt die leichte Enttäuschung auf meinem Gesicht. „Es sieht aus wie ein Roman, aber es ist keiner. Es ist echt! Eine echte Autobiographie aus dem Hochmittelalter. So etwas gibt es nicht noch einmal auf der Welt. Es ist absolut ein-ma-lig!“ Er dehnt die Silben bedeutungsschwanger. „Von diesem Druck sind damals nur 25 Exemplare hergestellt worden. Dann verbot der Fürst, Franz Georg von Mihla-Bährla, den Druck; alle Exemplare und sogar die Originalhandschrift mussten vernichtet werden. Er hatte wohl Angst, dass seine Vorfahren darin zu schlecht wegkommen. Es gelang dem Herausgeber nur, dieses eine Exemplar zu retten. Er hat es dann bis zu seinem Tod aufbewahrt und seinem ältesten Sohn vermacht. Der wiederum erkannte den Wert nicht und brachte es einem Pfarrer, der alte Bücher sammelte. Der stellte es in sein Regal, ohne auch nur einmal hinein zu schauen. Aus seinem Erbe kam es in den Besitz meiner Familie – ich möchte Ihnen nicht erklären, wie das genau zugeing, aber es war ein rechtmäßiger Erwerb.“

Ich frage nach, ob es wirklich ein originaler Text aus dem Mittelalter sei, der dem Druck zu Grunde liegt. Mein Gastgeber bejaht. „Lesen Sie! Das kann sich kein Autor aus dem 18. Jahrhundert ausgedacht haben, es ist viel zu authentisch. Natürlich ging durch die Übersetzung ins Deutsche viel verloren, aber wenn man bei einem Neudruck den barocken Schwulst von Wollzogen entfernen würde, dann käme man dem Ton des Originals sicher sehr nahe. Was halten Sie davon?“ „Haben denn schon Wissenschaftler Einsicht genommen?“ „Ach, Wissenschaftler! Hören Sie mir damit auf. Die nehmen das Buch mit, dann verschwindet es auf Nimmerwiedersehen in irgendeiner Akademie und in hundert Jahren erscheint eine sogenannte historisch-kritische Ausgabe mit einem riesigen Anmerkungsapparat, der einem die Freude am Lesen zunichtemacht! Nein, ich habe gleich an einen Journalisten wie Sie gedacht. Machen Sie etwas daraus!“

Schreiben Sie es neu, schreiben Sie meinetwegen ein Drehbuch für einen Film! Denken Sie doch an den Namen der Rose oder an Harry Potter oder an den Herrn der Ringe! Mittelalter und Pseudomittelalter stehen doch so hoch im Kurs. Dieses Eisen wollen wir schmieden, solange es heiß ist!“ Ich erbitte mir einen Tag Bedenkzeit, dann schließt er das Buch wieder ein und wir gehen zurück auf die Schlossterrasse, wo wir ein Tässchen heiße Schokolade mit Sahne nehmen und über das Wetter plaudern. Würdevoll, wie man hier ist, verhandelt man nicht lange über Geld. Ich verabschiede mich.

Sofort rufe ich meinen Chef an und erzähle ihm davon. Er ist skeptisch, sehr skeptisch. Er sagt am Ende des Telefonats tonlos: „Nein.“ Was jetzt? Ich muss wohl aufs Ganze gehen und rufe meine Bank an. Was bekomme ich für mein Haus, wie kann ich eine Lebensversicherung beleihen, was gibt ihr mir für meinen zwei Jahre alten Benz? Am Ende fehlt immer noch ein hoher fünfstelliger Betrag. Ich sitze im Hotelzimmer und telefoniere mir die Finger wund. Als ich schon aufgeben will, ruft mich ein Freund aus der Schweiz zurück, dem ich auf die Mailbox gesprochen hatte. Er will sich darauf einlassen. Mein Wort genügt ihm. So mache ich gerne Geschäfte!

Am nächsten Tag gehe ich morgens zum Schlossbesitzer und hoffe, das er es sich noch nicht anders überlegt hat. Aber ein Gentleman steht natürlich zu seinem Wort. Wir verständigen uns mit einigen ruhigen und klaren Worten und ich bekomme das Buch sofort ausgehändigt.

Beim Lesen im Hotel verschlägt es mir den Atem! Vor mir liegt ein Text, den es so eigentlich nicht geben dürfte! Wie gut mir meine paar Semester Geschichte nun zu Pass kommen! Autobiografien sind aus dem Mittelalter kaum bekannt, und deswegen wissen wir über das Denken und das Fühlen unserer Altvorderen so wenig. Hier erzählt nun ein Mann, der einen erstaunlichen Lebensweg hinter sich gebracht hat, ungeschminkt sein Leben, angefangen von der Kindheit im Thüringer Wald bis zu seinem Tod im Kloster rund siebzig Jahre später. Es ist eine Reise durch ganz Deutschland mit Abstechern in die Schweiz und nach Schweden. Wir begegnen historischen Persönlichkeiten hautnah, wir erleben den Aufstieg der Hanse aus der Sicht eines der wichtigsten Beteiligten. Die heilige Elisabeth tritt uns gegenüber und rührt uns zu Herzen. Wir sehen die Gewalt dieser Zeit, aber auch ihre Frömmigkeit und ihre Freuden. Dazu die Sinneseindrücke – es schmeckt und riecht wie damals! Sex and Crime, Liebe und Tod, Angst und Hoffnung, Glaube und Aberglaube. Alles liegt hier nahe beieinander, in diesem Roadmovie aus einer Epoche, die viele Menschen heute

bewegt, die wir aber noch nie so plastisch sehen und, ja, fast anfassen konnten!

Das wiegt das Handicap des Buches auf: Eine Lücke in der Handschrift, die wir wegen des übereifrigen Fürsten nie werden schließen können. So bleiben acht Jahre im Dunkeln, aber die anderen Jahrzehnte des ach so dunklen Mittelalters strahlen umso heller!

Ich habe angefangen zu lesen und konnte das Buch nicht mehr aus der Hand legen. Sofort habe ich Feuer gefangen und lege nun dieses einmalige Werk vor, in einer Sprache, die uns heutige Menschen anspricht und die die ursprüngliche Lebendigkeit besser erkennbar macht als der barocke Text. Aber das Hauptverdienst für die Erhaltung dieses Denkmals kommt dem Secretarius und Geheimrat Wollzogen zu, und deswegen habe ich sein „Proömium“ unverändert übernommen.

Wissenschaftler werden nicht zufrieden sein mit dieser Ausgabe. Das nehme ich in Kauf. Ich bin gerne bereit, die Vorlage für eine wissenschaftliche Bearbeitung zur Verfügung zu stellen, oder vielmehr die Fotografien des Originaltexts. Das originale Bändchen steht nun wieder in der Bibliothek des freundlichen Schlossherrn, die es nicht mehr verlassen wird. Und ich werde das Geheimnis dieses Büchleins nicht lüften.

Die Lebensgeschichte des Mönchs Stuzzel, genannt Eugendus  
aus dem 13. Jahrhundert  
aufgefunden und verteutschet von Johann Georg Wollzogen  
Fürstlicher Geheime Rat und Secretarius.  
Gedruckt in der Hofdruckerei zu Bährla 1770.

Dem durchlachtigsten *serenissimus* unseres hochlöblichen und florirenden Fürstenthums in tiefster Ehrerbietung und mit dem pflichtschuldigsten Respecte von einem unwürdigen Verehrer höchstderoselben unermesslicher Güte devotest zugeeignet.

*Falso queritur de nature sua genus humanum, quod imbecilla atque aevi brevis forte potius quam virtute regatur.*

*C. Sallustius Crispus, Bell. Iug.*

Des Menschen *naturae* sei die Herausgabe dieses erstaunlichen Bandes gewidmet, die ich nun nach Monaten entsagungsvollsten Fleißes habe abschließen können. Der Mensch des Mittelalters neigte wenig zur Introspection, und so kömmt es, daß wir Nachgeborenen ein so kleines Wissen um dieses Menschen Gedanken- und Gefühlswelt nur unser Eigen nennen dürfen. Nur in den seltensten Glücksfällen der ewig weiter währenden Geschichte hat dieser Mensch seine eigenen Aventüren auf der Bahn des Lebens aufgezeichnet, und – *pro dolor!* – noch viel seltener sind dergleichen Aufzeichnungen auf uns gekommen. In diesem Buche sind nun die autobiographischen Lebens-Erinnerungen eines scheinbar unbedeutenden Mönchleins niedergeschrieben, das aber nichts weniger als unbedeutend, sondern – durch den seltenen Umstand des Erhalts seiner Geschichte – hinfort als einer der berühmtesten Vertreter des Menschengeschlechtes mit Fug und Recht wird gelten dürfen, auf eine Stufe zu stellen mit den weithin berühmten Kaisern, Päbsten, Königen und fahrenden Sängern, deren Lieder bis in unsere Tage klingen, wenn denn der Schleier der Vergangenheit, der auf ihnen ruht, ja lastet, emporgerissen wird und jähes Licht auf sie fällt, in dessen Schein wir nicht nur ihre Conturen, sondern ganze Conterfeis zu erkennen vermögen.

Die wissenschaftliche Getreue gebietet es, die Umstände des Fundes dieser wahrhaft einzigartigen Handschrift abzuschildern wie in einem köstlichen und metaphorisch überhöheten Gemälde eines alten Meisters. Der Unterzeichnete, Geheime Rat und *secretarius* unseres durchlauchtigsten Herren Fürsten, bekam eines Tages von höchsteroseiben Gnaden den Auftrag, in den Papieren und *acta* des Klosters zu Unserer Lieben Frauen, die – nachdem die Mönche das Licht der Wahrheit in Gestalt der *reformationis* des *D. Lutheri* erblickt und angenommen hatten – auf des heutigen Souverains ehrenwerte Vorfahren übergegangen und wohl verwahrt worden waren, nach *materia* für eine kunstreiche Geschichte des hochedlen Fürstenthums Ausschau zu halten sowohl als sie auch zu sammeln und zu ordnen, um dem vorgegebenen Zwecke dienstbar sein zu können.

So betrat denn der Unterzeichnete an einem kühlen October-Tage des Jahres 1764 das fürstliche Geheim-Cabinett und die Sammlung der merkwürdigsten wie auch belehrendsten *curiosorum* in dem Bestreben, bislang Unbekanntes an das helle Licht der Erkenntniß zu fördern, damit es zum Ruhme und Wohlergehen des serenissimus und seines ganzen Landes dienen mochte. Wer nun aber geglaubt hatte, es seien in einer solchen Versammlung der bekannten und noch viel mehrer unbekanntem *diplomata et acta* rasch die passenden Stücke für das Mosaic des ganzen Werkes zu finden, der sah sich jäh getäuscht. Oh, die unendlichen Stunden, die ich mit dem Lesen und Durchforschen wenig ergiebiger *diplomata* zubrachte, in denen *acta* meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, die vieles versprachen, aber wenig hielten! Die *notarii* der vergangnen Epochen schrieben gar zu vieles auf dem Papier nieder, hatte es einmal das teure Pergament besiegt und aus den Kantzeilen verdränget. Aufstellungen von Pfründnern und Köthnern, von Zehnten und Fastnachthühnern, von Mühlengerechtsamen, von Hergeweden und Gerathen, von Maaßen, Münzen und Gewichten, von Zöllen und anderen *regalia*, kurz von all dem, was dem Brandhauch der Geschichte ohne Verlust hätte anheimfallen dürfen, ohne dass es für künftige *generationes* auch nur die mindeste Einbuße bedeutet hätte. In dem Bestreben, in diese gewaltigen *materiis* Schneisen der Erkenntniß zu legen, habe ich damals große Mengen dieser Papiere dem Feuer übergeben lassen. Mögen künftige Erforscher dieser *historiae* es mir eines Tages danken!

Nun so kam es aber doch an einem Tage dazu, dass ich unter einem großen und schweren Stapel schlecht eingebundner Rechnungen aus dem Dreißigjährigen Kriege, die ich alsogleich verbrennen ließ, einen kleinen,

unansehnlichen, in dünnes Pergament von dunkelbrauner Farbe eingebundenen Oktavband fand, den ich aufschlug und dabei vor Erstaunen fast erstarrte. Es war dies nichts weniger als eine ungeheure Entdeckung, lag doch vor mir die Lebensgeschichte des Mönchleins Stuzzel, der in seinem Konvente den christlichen Namen *Eugendus* angenommen hatte. Der Text war in einem zwar hie und da verderbten Latein, keinesfalls jedoch ohne eine gewisse Kunst geschrieben. Sogleich fasste ich den Plan, diesen wunderbaren, miraculeusen Text der Nachwelt als *editor* zu präsentieren. Dazu schien es mir der geeignetste Weg zu sein, ihn zu verteutschen, damit ihn um so mehr Menschen würden verstehen können. Allein die *excerptiones* aus den Werken der großen Schriftsteller des Altertums, die hie und da aufschienen, ließ ich in ihrer originären Sprach-Kraft ruhen, ohne sie durch eine Verteutschung zu entstellen.

Durch die wenig sorgsame Behandlung, die man dieser wertvollen Handschrift aus bornirter Unkenntniß angedeihen ließ, ist leider eine ganze Lage Pergaments abhanden gekommen und ließ sich selbige auch durch genaueste Suche im fürstlichen Cabinet nicht ausfindig machen. So fehlen in der Lebensgeschichte des Mönchleins gute acht Jahre, über die wir nichts zu erfahren im Stande sind. So ein glücklicher Zu-Fall es mir erlaubt, diese fehlenden Blätter aufzufinden, werde ich sie im Drucke nachliefern.

Um diesen Fund in seiner ganzen, erstaunlichen Wirkung dem geneigten Leser ohne Einschränkung und Verfälschung an die Hand zu geben, enthalte ich mich hier einer vorgreifenden Schilderung des Inhaltes oder gar einer Bewertung. Letztere wird erst als Ergebnis beträchtlicher und aufwändiger Forschungen in vielen *bibliothecis* und *archiviis* möglich und erlaubt sein. Ich übergebe alleine den Text nun schon der Welt und bitte den Leser zugleich um die Gewährung einer angemessenen Frist, bis ich in einem starken Oktavband, über den ich mit der fürstlichen Hofdruckerei bereits verhandele, alle notwendigen Erklärungen und *argumenta* für das volle Verständnis liefern werde. Ich hoffe, diesen Band noch binnen Jahresfrist zur Presse zu bringen. Mit Gottes Hilfe und des hochdurchlauchtigsten Fürsten gnädiger Huld soll mir dieses wohl gelingen.

Am Elisabethentage des Jahres 1770, dem 500sten Todestage des Mönches *Eugendus*

Johann Georg Wollzogen *m<sup>u</sup> p<sup>ia</sup>*

Fürstlicher Geheime-Rat und secretarius

## Auszug aus: I – Mittelbach

Hier beginnt das Buch mit den Taten des Mönches Eugendus, wie er sie erzählt hat seinem Bruder Martinus.

In welchem Jahr ich geboren wurde, weiß ich nicht zu sagen. Damals gab es zwei Könige, Philipp von Schwaben und Otto, der Sohn des großen Herzogs Heinrich, den sie den Löwen genannt haben. Als ich vielleicht sechs oder sieben Jahre alt war, ist König Philipp ermordet worden. Das waren so wichtige Dinge, dass man sie sich sogar in unserem kleinen Dorf erzählt hat. Fahrendes Volk und Kaufleute kamen immer wieder einmal zu uns und berichteten von Neuigkeiten aus der weiten Welt. Das Dorf heißt Mittelbach und liegt in der Herrschaft der Familie von Schwartzach in Thüringen, in den Bergen, die man dort nur den Großen Wald nennt. Mein Urgroßvater war einer der ersten, die in dem Dorf gewohnt haben. Soviel mir meine Großmutter erzählt hat, gehörte er zu ein paar Dutzend Leuten, die der Großvater des Herren Konrad von Schwartzach, der auch Konrad hieß, angeworben hatte, um im Wald eine große Fläche zu roden und dort Häuser zu bauen und Felder anzulegen. Dafür wurden ihnen alle Abgaben für zehn Jahre erlassen. Mein Urgroßvater kam als junger Mann aus Erfurt, das damals schon eine Stadt mit einer Mauer war. Weil seine Eltern arm waren, ging er aus der Stadt auf das Land hinaus. Genau kann ich mich aber daran nicht erinnern, weil meine Großmutter schon gestorben ist, als ich ein Junge war. Jedenfalls hat sie immer gesagt, dass ich wie mein Urgroßvater aussehe, der war auch so klein und schmal wie ich.

Deswegen haben mich meine Eltern immer Stuzzel genannt. Das ist kein schöner Name, aber ich habe mich an ihn gewöhnt und jetzt gefällt er mir gut. Weil ich so schwach war, musste ich mich gegen die anderen Kinder beim Spielen mit dem Mundwerk und mit Schlauheit durchsetzen und habe das früh gelernt. Das hat mir später oft geholfen in meinem Leben.

Meine Eltern waren einfache Leute, die eine kleine Hufe bewirtschaftet haben. Wir hatten immer gerade so genug zu essen, aber in schlechten Jahren konnte es auch mal sehr knapp werden. Wir wussten immer, dass wir den Herren von Schwartzach gehören, und dorthin mussten wir unsere Abgaben und auch den Zehnten geben. Aber eines Tages hieß es plötzlich, nun seien die von Merberg unsere neuen Herren. Mein Vater hat mir erklärt, dass der Herr Kuno von Schwartzach das Dorf beim Kartenspiel

gegen den Herrn Udo von Merberg verloren habe. Konrad von Schwartzach, der junge Herr, habe sich damit nicht abfinden wollen, aber sein Vater habe ihm verboten, etwas dagegen zu unternehmen.

Das müssen ruhige und schöne Zeiten gewesen sein. In unser Dorf kamen die Herren nur selten, weil es so weit abgelegen war. Und so konnten die Leute aus dem Dorf öfter einmal Früchte und Getreide beiseiteschaffen, die sie eigentlich hätten abliefern müssen. Es war wenig bei uns zu holen, hieß es immer wieder. „Die Mittelbäcker sind so arm, dass noch nicht einmal der Teufel zu ihnen kommt“. So sagten die Leute aus den zwei Nachbardörfern Oberbach und Aushausen über uns. Bei uns waren die Berghänge steiler als bei ihnen und im Frühling blieb der Schnee eine Woche länger. Manchmal haben wir überlegt, warum man an so einem ungünstigen Ort wohl ein Dorf gegründet hat. Aber damals wollte jeder Herr ein großer Herr sein, und ein großer Herr sein, das hieß: viele Menschen in vielen Dörfern haben.

An unser kleines Häuschen kann ich mich gut erinnern. Es hatte nur einen Raum, die Wände bestanden aus dünnen Holzbalken mit lehmverschmierten Gefachen dazwischen. Das Dach war mit Holzschindeln gedeckt. In einer Ecke war die offene Feuerstelle, über der gekocht wurde. Der Rauch zog durch ein Loch im Dach ab und bei schlechtem Wetter war oft der ganze Raum voll beißendem Qualm. Wir saßen zum Essen auf einer einfachen Holzbank an einer zweiten, etwas höheren Bank, die als Tisch diente. Wenn es im Sommer lange hell war, konnten wir bis in den Abend hinein auf dem Feld, bei den Weidetieren und im Wald arbeiten. Im Winter war es oft schrecklich kalt und dunkel. Eine kleine Öllampe konnte nicht oft angezündet werden, weil das Öl so teuer war. Auf dem Boden hatten wir einfache Schlafstellen, auf denen zwischen ein paar Balken Streu lag, auf die wir uns legten. Mit einfachen Säcken voll Stroh deckten wir uns zu. Die Kinder lagen näher am Feuer und an der Wand die Eltern. Meine Großmutter legte sich manchmal, wenn ihr der Rücken vom feuchten Wetter wehtat, auf die Bank und schlief dort ein paar Stunden. Sie erzählte uns manchmal aus der Vergangenheit des Dorfes, von ihren Eltern, von einem großen Fest, dass vor vielen Jahren einmal gefeiert worden war, und dass bis heute seinesgleichen suchte. Damals war die kleine Kirche geweiht worden, und der Herr von Schwartzach hatte Fleisch am offenen Feuer braten und Bier ausschenken lassen. Ein paar Musiker und Sänger hatten fröhliche Lieder zum Tanzen gespielt und alle feierten die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen. Das war aber lange vorbei. Wenn wir

jetzt unsere jährliche Kirchweih feierten, dann schickte der Herr von Merberg ein kleines Fässchen Bier und ein kleines Schwein, das für alle reichen musste. Musiker kamen meist gar nicht mehr vorbei, und wenn doch einmal einer in das Dorf kam, dann spielte er oft so schlecht, dass es besser gewesen wäre, er wäre still geblieben. Das sagte wenigstens meine Großmutter immer, die ja schon gute Musik gehört hatte.

Ein wenig Abwechslung war alle vier Wochen, wenn der Pfarrer kam und in der kleinen Kirche eine Messe abhielt. Er war ein früherer Schweinehirt des Herren gewesen und hatte sich beim Hüten des Viehs ein bisschen Lesen beigebracht in einem kleinen alten Buch, das er vom Herren bekommen hatte. Er war dem Herren aufgefallen, weil er immer während der Messe in seinem Dorf in der ersten Reihe stand und eifrig die Worte des Priesters mitsprach, so gut er sie verstand. Der Priester sprach ja Latein, und wir alle wussten nicht so recht, was „kühriä äläisohn“ und all die anderen Worte bedeuteten. Wichtig war aber, dass man zum rechten Zeitpunkt aufstand und sich setzte und die Worte des Vaterunsers mitmurmelte: „Patter nosster, kuiäs in cälum“ usw. Mein Vater hatte mir erzählt, dass man, wenn man die heilige Hostie bekomme, vorher dem lieben Gott alle seine Sünden gebeichtet haben müsse. Er hatte aber vergessen, mir zu erklären, was denn Sünden sind. Das war eine recht gottlose Zeit damals, wenn ich sie mir von heute aus betrachte. Aber Gott wird Nachsicht mit uns allen haben und unsere Seelen nicht allzu lange im ewigen Feuer schmoren lassen, denn wir wussten es ja nicht besser. Und ob es der Pfarrer viel besser wusste, der alle vier Wochen kam, weiß ich auch nicht so genau. Er roch immer sehr nach Schweinestall, und deswegen mochte ich ihn gerne leiden. Wir hätten natürlich auch gerne ein Schwein gehalten, aber wir hatten nicht genug Essensabfälle, um es zu mästen. Klapperdürre Schweine aber taugen nichts. Also mussten wir uns mit einer alten Ziege begnügen, die im Winter mit uns im Haus wohnte und im Sommer draußen. Wir Kinder, meine vier Geschwister und ich, spielten manchmal Reitersmann mit ihr und setzten uns auf ihren Rücken. Dabei durften wir uns aber nicht erwischen lassen, denn die Erwachsenen wurden immer sehr böse, wenn sie das sahen. Also spielten wir meistens Nachlauf und jagten uns durch das Feld und die Wiesen. In den Wald gingen wir nicht alleine, weil es dort vor bösen, großen Tieren nur so wimmeln sollte.

Meine Eltern mussten immer arbeiten und hatten nur wenig Zeit, sich um uns zu kümmern. Mein Vater war ein kleiner, drahtiger Mann mit einem von der Sonne und dem Wind gegerbten Gesicht. Leider hatte er

schon als recht junger Mann fast alle seine Zähne verloren und konnte nur Brei essen. Da wir allerdings fast immer Brei hatten, machte ihm das keine großen Sorgen. Mutter war etwas größer als er und hatte mit dem Arbeiten Probleme, weil ihr einmal der linke Unterarm bei einem Unfall bei der Ernte gebrochen und krumm wieder zusammengeheilt war. Wann immer sie etwas packte, um es hochzuheben, hatte sie furchtbare Schmerzen. Die Feldarbeit war immer eine Erholung für sie, wenn sie einige Tage Brennholz im Wald zusammen gelesen hatte und vor Schmerzen kaum mehr aus den Augen sehen konnte. Beim Brennholzlesen waren wir Kinder oft dabei und halfen mit, so gut wir es konnten. Das kleinste Mädchen wurde einfach in seiner rohen Windel ins Gras gelegt. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, weil es schon so früh starb. Es wurde bei der Kirche in einem kleinen Loch vergraben. Mutter hatte außerdem drei Kinder tot zur Welt gebracht, zwei waren in den ersten Wochen gestorben. So waren wir schließlich noch zu viert: Ich als der Älteste, dann kamen meine beiden Schwestern Magdalena und Katharina, die nur Lenchen und Käthe genannt wurden, und mein Bruder, der Kuno hieß wie der alte Herr von Schwartzach. Zur Taufe hatten mir meine Eltern einen anderen Namen als Stuzzel gegeben, aber ich erinnere mich nicht mehr an ihn, weil immer alle Stuzzel zu mir sagten.

Die anderen Familien in Mittelbach hatten auch Kinder, manche mehr, manche weniger als wir. Im Nachbarhäuschen wohnten Heinz und Adelheid mit ihren drei Söhnen Heinrich, Konrad und Friedrich, die von allen Hinz, Kunz und Fritz gerufen wurden. Sie waren kräftiger und größer, obwohl nur Hinz ein wenig älter war als ich. Beim Spielen konnten sie schwerere Lasten heben und schneller rennen und oft machten sie sich über mich lustig. Dann johlten sie hinter mir her: „Stuzzel, Fuzzel, kleiner Knuzzel!“, und wenn ich ihnen nachlaufen wollte, rannten sie weg.

Eines Tages bauten wir am Bach einen kleinen Damm aus Steinen und Holz, weil wir sehen wollten, ob es Fische geben würde, die wir aus einem kleinen Becken besser mit den Händen herausgreifen konnten als aus dem raschen Bachlauf. Ein großer, schwerer Stein wäre sehr gut geeignet gewesen für unser Stauwehr, aber er war zu schwer, um ihn zu bewegen. Hinz und Kunz zogen mit aller Kraft an ihm, konnten ihn aber kaum einen Fingerbreit tragen. Da fiel mir ein, dass ich den Knechten des Herren im Wald zugesehen hatte, als sie mit großen, schweren Pferden Holz rückten. Wenn Sie einen besonders dicken Stamm bewegen wollten, legten sie einen zweiten, dünneren daneben, klemmten einen dicken Ast dazwischen und drück-

ten das lange Ende des Astes herunter. Damit konnte man auch schwere Lasten leicht in Bewegung setzen. Hinz und Kunz standen mit hochroten Köpfen schwer atmend neben dem großen Stein, als ich mir einen kleineren suchte, den ich gerade noch heben konnte. Ich legte ihn neben den dicken, verfolgt von den ungläubigen Blicken der drei. Dann suchte ich mir im nahe gelegenen Wald einen stabilen Ast, der länger war als ich selbst. Als ich mit ihm zurückkam, fragte Kunz mich: „Was will denn unser Stuzelchen mit dem Ast? Ist das der lange Stab eines großen Zauberers? Wirst Du den Stein nun fliegen lassen?“ Ich antwortete ihm nur, dass er abwarten solle. Ich klemmte den Ast zwischen die beiden Steine und zog an seinem langen Ende. Der große Stein bewegte sich wie von Geisterhand in Richtung auf das Bachbett, während ich mich bemühte, mir die Anstrengung, die es mir verursachte, nicht anmerken zu lassen. Als sich der dicke Stein einmal gedreht hatte, legte ich den kleinen Stein und den Ast wieder so hin wie vorher und setzte das Spiel fort. Nach ein paar Augenblicken lag der dicke Stein genau dort im Bach, wo er hin sollte. Hinz und Kunz sahen mich mit großen Augen an, Fritzchen hatte noch nicht recht begriffen. „Wie hast Du das gemacht?“ rief Hinz. „Großes Geheimnis des Zauberers“, sagte ich und kniete mich hin, um an unserem Damm weiterzubauen. Leise sang ich: „Hinz und Kunz und Fritz haben keinen Witz; haben nichts im Kopfe, sind nur arme Tropfe!“ Sie staunten so sehr, dass sie noch nicht einmal auf die Idee kamen, mich gemeinsam wegen dieses Spottliedchens zu verprügeln. Wir bauten dann zusammen den Damm fertig und kamen abends mit schönen Forellen nach Hause. Unsere Väter schimpften mit uns, weil es verboten war, die Fische der Herren zu fangen, aber die Forellen schmeckten allen nur zu gut.

Ein paar Wochen später waren wir wieder am Bach, um Fische zu greifen. Da kam der dicke Matthes aus Aushausen wie ein Wildschwein durch das Unterholz des Waldes gebrochen. Er war der Aufseher der Herren, was selbst wir kleinen Buben wussten. Oh je! Er schrie mit rotem Kopf: „Hab ich euch endlich erwischt, ihr Diebe! Ihr stehlt dem Herren von Merberg seine Fische und bringt ihn an den Bettelstab! Wartet! Eure Eltern werden das bitter bezahlen!“ Hätte er uns damit gedroht, uns allen den Hosenboden auf der Stelle zu versohlen, so hätte uns das recht kalt gelassen, denn das waren wir gewohnt. Aber Ärger mit den Eltern wollten wir alle nicht. Es war schrecklich, wenn man immer zusammen in der engen Hütte lebte und sich in den Haaren hatte. Was war aber nun zu tun? Mutig sprang ich nach vorn auf den schnaufenden Matthes zu, der nur noch ein kleines

Stück entfernt war. „Halt!“, rief ich. Und „halt, halt, halt! – Das sind nicht die Fische des Herren von Merberg!“ „Ei, du kleiner Wicht, was willst du denn schon wissen?“ schnaubte er mich an. „So gewiss Mittelbach den Merbergern gehört, so gewiss gehört auch der Bach mit allen Fischen und Krebsen und Muscheln und allem anderen ihnen!“ „Ja“, antwortete ich, „das stimmt. Aber diese Forellen sind weiter oben im Bach geboren worden, dort wo er noch den Schwartzachern zusteht!“ „Woher weißt du das?“ „Sie haben es mir erzählt“, antwortete ich und sah ihn pfeilgerade an. „Ach was, Fische können doch nicht reden“, gab er zurück. „Doch, du musst nur dein Ohr ganz nahe an die Wasseroberfläche halten, dann hörst du sie, wie sie singen: ‚Schwartzacher Forellen, kommen aus den Quellen! Überzeuge Dich!‘“ Er schaute mich ungläubig an und man sah, wie es hinter seiner breiten Stirn mahlte. Dann beugte er sich tief hinunter zu unserem Becken und kniete sich schließlich direkt daneben. Andachtsvoll lauschte er. In der Zwischenzeit hatten wir uns hinter ihn geschlichen und gaben ihm nun einen Stoß, sodass er der Länge nach in das Wasserbecken klatschte. Das Ganze war wohl so peinlich für ihn, dass er es niemals jemandem erzählt hat.

Es gab aber nicht nur Hinz und Kunz und Fritz, sondern noch viel mehr Kinder in unserem Dorf. Ein bisschen jünger als ich war Jutta, die mit ihren Eltern und Geschwistern im letzten Haus vor dem Waldrand wohnte. Sie war groß gewachsen und überragte mich schon als Kind um einen halben Kopf. Sie musste, so wie die anderen Mädchen im Dorf, schon früh der Mutter und Großmutter im Haus helfen. Viel Zeit zum Spielen blieb nicht, aber manchmal trafen wir uns in der Feldmark oder am Waldrand. Jutta war ein stilles Mädchen, das selten sprach, und wenn, dann war sie meist sehr ernst. Ihre dunklen Haare ließen sie oft noch gefasster und würdiger erscheinen. Obwohl wir alle meist barfuß und schmutzig waren und abgerissene Kleider trugen, strahlte sie etwas von einer Prinzessin aus, ganz so, wie es mir meine Großmutter immer erzählte. Ihre Füße waren zierlicher als die der anderen Kinder, soweit man es bemerken konnte, denn die Haut an unseren Füßen war fest und dick, und auch ihre Hände wirkten ein wenig so, als könne man mit ihnen nicht arbeiten, sondern nur Blumen pflücken. Dabei konnte sie sehr schnell rennen und holte jeden ein, der sie einmal geärgert hatte. Ich glaube, dass sie mich nicht besonders mochte, weil ich ihr zu viel redete. Ich gebe zu, dass ich mich jedes Mal freute, sie zu sehen. Ich gab mir immer alle Mühe, sie dann zum Lachen zu bringen, indem ich ungelenke Purzelbäume schlug, Lieder sang oder auf

sie ein plapperte. Sie lachte nicht, manchmal verzog sie ihren schmallippigen Mund ein wenig, wie um zu lächeln. Wahrscheinlich fand sie meine Witze nicht witzig. Ich glaube, dass sie Hinz aber besonders mochte, vielleicht, weil er so groß war und genau so schnell rennen konnte wie sie.

Hinz bemerkte, dass ich mich immer um sie kümmern wollte, und lachte mich deswegen aus. Ich hatte ihm einmal erzählt, dass Jutta mich an die Prinzessin aus den Geschichten meiner Großmutter erinnerte. Er lachte oft darüber und sagte dann, dass ich bestimmt einmal in meinem Leben eine Prinzessin bekommen würde, die in einer großen Burg lebt. Aber Jutta könne mich nun einfach nicht leiden. Selbst wenn wir die beiden letzten Menschen wären, würde sie nichts mit mir zu tun haben wollen. Er konnte nicht ahnen, dass wir in nicht sehr ferner Zukunft auf grausame Weise würden lernen müssen, dass er Unrecht hatte.

### **Auszug aus: II – Reise Hessen. Rhein. Schwarzwald.**

Dann kam der mit großen Erwartungen angekündigte Dichter Helmward aus Kassel an. Er hatte dort angeblich bei einem Aufenthalt des Landgrafenhofes gesungen. Lenchen erzählte uns, er sei schon seit vielen Jahren der berühmteste fahrende Sänger von ganz Niederhessen. Wir würden staunen! Helmward stieg aus dem Reisewagen. Er war ein groß gewachsener Mann mit ergrautem Haar und sah Ehrfurcht einflößend aus. Wir beobachteten ihn aus dem Fenster unserer Kammer. Lenchen grüßte ihn: „Willkommen, Meister Helmward! Ihr hattet hoffentlich eine gute Reise! Der Burghauptmann ist unterwegs und lässt euch ausrichten, dass er sich sehr auf euren Besuch freut!“ „Ach“, brummte Helmward, „die Fahrt war nicht schlecht, aber die Übernachtung am Meißner war grauenhaft! In dem Gasthof wimmelte es vor Menschen, ich bekam kein Auge zu! Und der Wein war ihnen ausgegangen! Gibt es bei euch etwas für meine staubige Kehle? Ich muss sie feucht halten und pflegen!“ Sein Brummen war in einen gestelzten Singsang übergegangen.

Meister Helmward stand im Burghof und sah sich um: „Seit dem letzten Mal hat sich wenig verändert hier.“ Lenchen hatte ein Dienstmädchen losgeschickt, um etwas zu trinken zu bringen. Sie kam zurück. Bevor sie zu Helmward laufen konnte, hielt Lenchen sie fest, um an dem Krug zu schnuppern. Sie zischte ihr etwas Unverständliches zu und jagte sie wieder ins Haus. Kurz danach erschien sie erneut und ging nach der Geruchspro-

be zu dem nach wie vor sich umschauenden Meistersänger. Er nahm den Becher, stürzte ihn in einem Zug hinunter und streckte sich dann herzhaft. „Ahh, das war gut! Einen guten Tropfen habt ihr da! Stellt euch vor, gestern Abend hat man mir Bier vorgesetzt, einfaches Bier! Mir, dem Sänger Helmward! Sie wussten sicher nicht, wer ich bin“, sagte er mit dem Hauch eines milden Lächelns. „Nun würde ich gerne ein wenig ruhen, liebe Frau!“ Er sagte tatsächlich ‚liebe Frau‘ zu Lenchen, die massig in der Tür stand und die Hände fest in die Seiten gestützt hatte. Sie gluckste ein wenig und bat ihn dann hinein. Ein Knecht musste sein Gepäck ausladen, das aus einer Reisetruhe, zwei größeren Leinensäcken und einer kleinen Holzkiste bestand. Wir waren beeindruckt und konnten kaum den Abend abwarten, um uns von seiner Kunst zu überzeugen.

Der Aufbau im Saal glich ganz dem bei unserem Auftritt. Wir durften an einem kleinen Tischchen in der Nähe der Tür sitzen und überblickten den ganzen Raum. Helmward war nicht zu sehen. Ob er wohl auch in dem Vorraum warten musste wie wir, bis er hineingerufen wurde? Da winkte mich Lenchen durch die Tür zu sich. „Hast du den Dichter gesehen? Wir finden ihn nicht, und der Hauptmann wird allmählich ungeduldig. Gute Gesänge dauern ein paar Stunden, und da muss man früh anfangen!“ Ich holte Jutta, und wir halfen Lenchen und den Bediensteten zu suchen. Schließlich entdeckte Jutta ihn auf der Kellertreppe. Er saß da, hatte dicke Schweißperlen auf der Stirn und wirkte fahrig und unruhig. „Lasst mich, ich muss mich sammeln!“ stieß er hervor. „Aber, aber, Meister, wer wird denn so unruhig sein?“ fragte Lenchen. „Ja“, näselte er, „ich bin ein wenig unruhig. Aber lasst mir nur etwas Zeit, dann wird es besser werden.“ Ich glaubte ihm kein Wort, denn sogar seine Hände zitterten. Er tat mir leid. „Wenn ihr vielleicht ein Tröpfchen eures guten Weines für mich hättet, liebe Frau?“ säuselte er Lenchen zu. „Ach, so, daher weht der Wind“, murmelte sie, als sie die Kellertreppe hinab stieg und kurz danach mit einem Krug zurückkam. „Hier, wohl bekomm’s!“ Er nahm den Krug und stürzte den Wein in sich hinein. Als er absetzte, sah er besser aus. „Nun“, sagte er gespreizt, „das Spiel möge beginnen!“ Er stolzierte hinter Lenchen her, wir folgten ihnen.

Als wir im Saal ankamen, herrschte dort schon ein bedrohliches Grummeln. Man wartete nicht gerne. Sogleich ging Helmward ans Werk. Er stellte sich vor dem Burghauptmann hin, verbeugte sich tief und fing an: „Ehrenwerter Mann, guter Gastgeber, freigiebiger Freund! Lass’ Lob mich dir sagen! Wer Wirt ist dem dichtenden Diener, dem – hungrigen Helm-

ward, dem gilt ganz und gar mein leises Lied, und das laute auch dazu!“ Wieder verbeugte er sich und nahm dann eine andere Stellung ein. „Still stehe nun das gesellige Gespräch! Harrend hört mir zu, der wonnige Wunder euch fleißig vortragen will!“ Er bückte sich, hob seinen Krug hoch und nahm einen tiefen Schluck. Einen kleinen Rülpsen fast ganz unterdrückend fuhr er fort: „Singen soll ich den guten Gästen, die darben und dürsten nach...“ „dicken Würsten“ trompetete einer der Männer dazwischen. Einige lachten. Meister Helmward blieb ungerührt. „...die darben und dürsten nach der Erzählung endlosem Band. Ach, ahnungsvolle Schar, so höret heut von mir die Mär von der Minne des guten Gunther, der braven Burgunden König! Dem siegreich Siegfried, der resche Recke, zur Seite stolz stand.“ „Was, schon wieder den Siegfried? Den hattest du doch beim letzten Mal auch schon“, maulte einer der Gäste, aber der Burghauptmann fuhr in an: „Na und, da warst Du doch am Ende so besoffen, dass du dich an nichts mehr erinnern kannst! Fahrt fort, Meister Helmward!“ Der nahm eine neue Pose ein, und los ging es mit der Geschichte vom König Gunther und seiner Liebe. Helmward warf ein paar der Helden manchmal etwas durcheinander, vor allem je mehr Wein er trank. „Da der Herre Hagen von dem Brunnen trank, schoss er ihm durch das Kreuz, das von der Wunde das Blut sprang fast bis an den...“ Das Murren des Publikums war unüberhörbar. Da bemerkte er sein Missgeschick, räusperte sich und setzte neu an: „Da der Herre Siegfried von dem Brunnen trank...“ Das Murren verstummte. Helmwards Sprache wurde mit jedem Schluck etwas undeutlicher, seine Füße etwas unsicherer. „Da sprach von Hanje Trogen, äh, Tronje Hagen, ihr edeln Ritter gut, wen der Hunger zwingt, der trinke hier das Blut.“ Einer krächte dazwischen „Durst! Wen der Durst zwingt!“ So ging es immer weiter, Stunden lang, obwohl Helmward lange Versreihen einfach übersprang. Seine Zuhörer schien das kaum zu stören, sie kannten die Geschichte offenbar alle gut. Wir wussten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Wäre er nicht so eitel gewesen, hätte Helmward Mitleid verdient gehabt. Zum Glück schlief eine größere Zahl seiner Zuhörer ein, und lange bevor Gunter, Hagen und Kriemhild den Tod fanden, wurde das Ganze auf einen Wink des ebenfalls sehr schläfrigen Hauptmanns abgebrochen. Meister Helmward schien ein wenig überrascht und schwankte leise vor dem Stuhl des Hauptmanns. Der sah ihn an: „Nun, großer Meister, es mag genügen für heute. Wir gehen jetzt zu Bett! Gute Nacht!“ Helmward überlegte, ob er noch etwas sagen sollte, entschied sich aber dann für ein dahin genuscheltes „Gutenacht!“ und drehte sich hölzern um. Da sah er

uns und kam mit kleinen Wacklern auf uns zu: „Wollt ihr nich noch wshörn?“ murmelte er. Jutta schüttelte den Kopf. Ich beeilte mich, es ihr gleich zu tun. „Gute Nacht, großer Meister! Gute Nacht!“ Wir sprangen auf und flohen. Zum Glück wusste er nicht, wo unsere Kammer war.

Ich habe die Abenteuer um Gunther und Siegfried später noch oft gehört, aber wohl nirgends so schlecht wie an diesem Abend. Helmward war vielleicht zehn Jahre zuvor ein großer Sänger gewesen, aber das war lange vorbei. Er blieb noch ein paar Tage auf der Boyneburg und wurde dann mit dem Wagen wieder nach Kassel gebracht. Ich habe nie mehr von ihm gehört.

### **Auszug aus: III – Überlingen**

Schier endlos schienen mir die sechs Wochen zu sein, bis der Rest von Herrn Rudolfs Bestellung ausgeliefert werden musste. Mein Meister beauftragte mich damit, und freudestrahlend ging ich los. Dieses Mal musste ich auch kassieren, und das würde sicher nicht die Magd erledigen! Ich klopfte an. Die Tür wurde geöffnet und ich wurde die Treppe hinauf geführt. In derselben Kammer wie bei meinem ersten Besuch erwartete mich Herr Rudolf. Bei ihm saß auch Anna. Ich grüßte freundlich und ehrerbietig wie es sich gehörte: „Seid begrüßt, edler Herr Rudolf zur Kronen! Seid begrüßt, edle Jungfer Anna! Hier ist der noch ausstehende Rest eurer Bestellung. Mein Meister sendet euch durch mich seine besten Grüße.“ Rudolf prüfte die Ware, brummte etwas Zufriedenes und auch Anna sah sich die Bögen an. Sie sprach mich an: „Hier, am Rand, da ist der eine Bogen ein wenig unregelmäßig. Woran liegt das?“ Ich prüfte den Bogen und erklärte ihr, dass dort die Flämen seien, die weichen Hautstellen auf der Innenseite am Übergang vom Rumpf zum Hals. Es sei dies aber nur eine sehr kleine Stelle, die die gesamte Qualität der Ware doch nicht ernsthaft schmälere. „Nun gut“, antwortete an ihrer Stelle ihr Vater, „wir wollen sie trotzdem nehmen. Die anderen Bögen waren alle ganz ausgezeichnet.“ Anna bat mich, ihr das an dem Bogen noch einmal genau zu erklären. Sie legte ihn vor sich und sagte, ich solle zu ihr kommen, um es ihr genau zu zeigen. Ich stellte mich hinter sie, beugte mich vor und sog den Duft ihres Körpers ein. Dann zeigte ich mit meiner Hand auf dem Pergament den bogenförmigen Ansatz der Flämen. Sie folgte meinem Finger mit ihrer Hand und wieder ergab sich eine wie zufällige, etwas zu lange dauernde Berührung. Ihr Va-

ter musterte uns missbilligend, sagte aber nichts. „Herr Vater, würdet ihr erlauben, dass ich einmal die Werkstatt von Meister Rotpert besuche, um mir die Kunst der Pergamentmacher aus der Nähe anzusehen?“ „Ich wüsste eigentlich nicht, warum dich das etwas angehen sollte, aber wenn es dein Wunsch ist, so geh hin. Nimm deine Brüder mit, damit sie es auch sehen können.“ Während dieser Worte wechselte Annas Gesicht blitzschnell den Ausdruck von Enttäuschung zu Freude und dann zu Ärger. Sie wagte es aber nicht, zu widersprechen. Sie wandte sich mir zu: „Wäre es dir recht, wenn wir heute am Nachmittag kommen? Du kannst es deinem Meister dann ankündigen.“ „Ja, edle Jungfer, das will ich tun. Auf bald. So lasst mich nun gehen, Herr Rudolf. Gott befohlen.“ Ich verbeugte mich und ging rasch hinunter.

Meister Rotpert war nicht gerade begeistert von diesem Besuch, der ihn in seiner Arbeit stören würde. Da er sich aber dem Wunsch aus einem Patrizierhaus nicht verschließen wollte, willigte er ein.

Die Stunden verrannen zäh wie Wagenschmiere. Endlich klopfte es. Meister Rotpert schickte mich an die Tür. Dort nahm ich Anna und ihre beiden Brüder in Empfang und bat sie freundlich herein. Die beiden Jungen sahen sichtlich gelangweilt aus und ließen keinen Zweifel daran, dass sie so schnell als möglich wieder aus unserer Werkstatt verschwinden wollten. Zögernd kamen die drei herein. Meister Rotpert begrüßte sie und sagte, ich solle sie herumführen und ihnen alles zeigen. Dieser Aufgabe widmete ich mich mit dem größten Eifer. Meine vergeblichen Versuche, Annas Brüder für irgendetwas in der Werkstatt zu fesseln oder sie mit einem Späßchen aufzuheitern, gab ich rasch auf und kümmerte mich nicht mehr um sie. Mürrisch trotteten sie hinterher, als ich die Spannrahmen vorführte, die Kalkbottiche erklärte und am Regal verschiedene Sorten Pergament zeigte. Dann wollte ich hinaus und am Seeufer die Arbeiten vorstellen, bei denen viel Wasser benötigt wurde und unseren Kalkverschlag. Die Brüder maulten, sie würden lieber in der Werkstatt bleiben und Meister Rotpert zusehen. Anna und ich ließen sie stehen und gingen hinaus ans Wasser. Sie strahlte mich an und ich erwiderte ihren Blick. Das Ufer war von allen Seiten einsehbar und so blieben wir in züchtiger Entfernung voneinander stehen. Ich fuhr mit meinen Erklärungen fort und sie stand da und lächelte ihr wunderbares Lächeln aus den strahlenden Augen. Dann gingen wir zum Kalklager, das eine dichte Tür hatte, weil der Kalk trocken lagern musste. Ich ging voran in die dunkle Hütte und Anna folgte mir. Der Verschlag war so niedrig, dass selbst wir beide nicht aufrecht stehen konnten.

Ich zeigte ihr den Kalk und sah sie im Halbdunkel dabei zum ersten Mal mit einem offenen und nicht züchtig ausweichenden Blick an. Sie nahm meine Hand. „Schadet der ätzende Kalk nicht deiner Haut sehr?“ Sie streichelte meinen Handrücken. „Ach, wisst ihr, Jungfer Anna ...“ „Wenn wir alleine sind, kannst du einfach Anna zu mir sagen.“ „Ja, äh, gut, also wisst, äh, weißt du, meine Haut, also was hast du gefragt?“ „Du bist so unruhig, Stuzzel. Warum nur?“ fragte sie mit einem schelmischen Unterton. „Weil du in meiner Nähe bist und weil ich mich danach sehne, seit ich dich zum ersten Mal im Haus deines Vaters gesehen habe. Weil ich – dich – am liebsten ...“ „Ja?“ „... küssen möchte.“ „Dann tu’s doch.“ Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, da gaben wir uns einem leidenschaftlichen Kuss hin. Ich spürte, wie ihr Körper sich an mich drängte und erahnte die weichen Rundungen ihres Busens. Wir mussten merkwürdige Verrenkungen dabei machen in dem niedrigen Kämmerchen, aber das war uns in diesem Moment egal. Wir lösten unsere Lippen voneinander und sahen uns verwirrt und erregt an. „Ich will dich wieder sehen“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Ich dich auch!“ „Am Sonntag nach der Messe sage ich dir einen Treffpunkt. Und nun rasch wieder hinaus, bevor jemand etwas merkt!“ Sie öffnete die Tür von innen und wir traten in die Helligkeit. Wir hatten rote Köpfe und glühende Ohren, aber die kühle Frühlingsluft ließ das rasch vergehen. Nach einigen weiteren Erläuterungen über die Kunst des Bottichwaschens betraten wir wieder die Werkstatt. „Wo bleibt ihr denn?“ knerbelte der jüngere Bruder. „Ja, wir gehen jetzt. Los, ihr zwei, macht euch auf, wir wollen nach Hause! Lebt wohl, Meister Rotpert und vielen Dank. Gott befohlen, Lehrjunge!“ Sie war eine gute Schauspielerin und ließ sich mit nichts anmerken, was eben im Kalkschuppen geschehen war. Ich stand da und träumte.

### **Auszug aus: IV – Reise Beuron. Sayn. Marburg.**

Am Abend des zweiten Tages kam ich in Beuron an. Das Kloster liegt in einer Schleife der Donau zwischen steilen Felsen in vollkommener Einsamkeit und wird von Mönchen des Ordens der Augustinerchorherren bewohnt. Ich klopfte an der Pforte. Ein junger Mönch öffnete eine Klappe und sah mich an: „Was willst Du?“ „Ich suche den Bibliothekar, den Bruder Rodeger. Ich soll ihm Grüße sagen.“ „Von wem?“ „Von meinem Meister Rotpert, dem Pergamentmacher aus Überlingen.“ „Den kenne ich

nicht. Und einen Bruder Rodeger gibt es hier nicht. Sieh zu, dass du weiterkommst.“ Mit einem Knall warf er die Klappe zu.

Damit wollte ich mich nicht zufrieden geben. Ich klopfte wieder. Wieder ging die Klappe auf und derselbe Mönch sah mich unverhohlen feindselig an: „Was ist denn noch? Habe ich dir nicht gesagt, dass du verschwinden sollst?“ „Ich will die Ehre meines Meisters verteidigen. Ehrwürdiger Vater, ihr habt gerade gesagt, dass mein Meister lügt. Er ist ein ehrbarer Handwerker in einer ehrbaren Stadt, und ich lasse ihn nicht einen Lügner nennen!“ „Ich habe über deinen Meister überhaupt nichts gesagt!“ „Doch, ihr habt gesagt, hier gebe es keinen Bruder Rodeger. Wenn mein Meister aber gesagt hat, dass es ihn gibt, dann heißt eure Auskunft doch nichts anderes, als dass mein Meister nicht die Wahrheit gesagt hat. Und wer nicht die Wahrheit sagt, der lügt, oder was meint ihr, ehrwürdiger Vater?“ Es war sehr lachhaft, dass ich ihn so ansprach, denn er war nur ein paar Jahre älter als ich. Ihm schmeichelte es aber offenkundig. Er war nun nicht mehr ganz so abweisend. „Nun, mein Sohn, es mag ja sein, dass es früher hier einen Bruder Rodeger gegeben hat, aber so lange ich jetzt schon hier bin, und das sind anderthalb Jahre, so lange gibt es keinen Bruder dieses Namens.“ Er gefiel sich sehr in der Rolle des Kenners des Klosters. Da hörte ich hinter dem Tor eine andere Stimme: „Was ist denn da? Besuch? Mach doch auf, Bruder Poppo! Will sehen, wer da ist!“ Bruder Poppo drehte sich nach hinten um: „Aber ich kann doch nicht einfach einen Fremden hereinlassen!“ „Doch“, ließ sich die Stimme wieder hören, „lass ihn ruhig herein, es ist doch schön, wenn Besuch kommt. Herein, herein!“ Ich hörte, wie der Riegel weggenommen wurde. Das Tor öffnete sich und ich betrat das Klostergelände. Nun sah ich, zu wem die zweite Stimme gehörte. Ein alter Mönch stand da, er war nicht größer als ich, und strahlte mich freudig an: „Oh, ein junger Mann. Entzückend! Komm nur herein, fremder junger Mann! Erzähle uns von draußen! Ich höre so gerne Geschichten.“ Er machte auf mich sofort den Eindruck, als habe ihn das Alter etwas verwirrt. Bruder Poppo machte mir widerwillig Platz und murmelte: „Gut, Propst Heinrich. Wo soll ich ihn hinbringen?“ Der Alte war also der Propst hier. Das machte mich neugierig.

„Bring ihn zu mir in das Besuchszimmer. Er soll mir erzählen. Ich bekomme so selten Besuch.“ Er freute sich wie ein Schneekönig und strahlte über das ganze Gesicht. „Hol die anderen Brüder herbei. Wir wollen den Besuch feiern! Juchhe!“ Schon lief er behände davon. Bruder Poppo schlurfte vor mir her über einen Innenhof zu einer Tür. „Vorsicht, die Tür

hängt nur noch lose in den Angeln. Pass auf, dass du nicht stolperst auf dem schlechten Boden. Hier ist das Besuchszimmer. Warte!“ Das Besuchszimmer stellte sich als dunkle und muffige Kammer dar, in der ein alter Strohsack auf dem Boden lag und ein kleines Tischchen mit einem Stuhl stand. In den Ecken und an der Decke hingen dicke Spinnweben und auf dem Boden lagen überall Mäusekötterchen. Hier sollte ich also bleiben.

Schon kam Propst Heinrich durch die Tür. Er strahlte noch genauso wie zuvor. In seinem Gefolge waren vier Mönche, Bruder Poppo und drei ältere Brüder, die alle sehr schläfrig wirkten. Propst Heinrich sah sich um: „Ein schönes Besuchszimmerchen haben wir hier im ehrwürdigen Kloster Beuron, nicht wahr? Der ganze Konvent ist da, um euch zu begrüßen, edler Herr! Wo habt ihr euer Gefolge? Ach, das übernachtet gewiss draußen bei den Pferden im Zelt. Sehr löblich, sehr löblich! Es war schon so lange kein Besuch da! Bruder Poppo, hol einen großen Krug Wein, wir wollen feiern!“ Poppo antwortete mürrisch: „Der Wein ist schon seit einem Jahr alle, Propst Heinrich, und wir haben kein Geld, um neuen zu kaufen. Ich kann eine Kanne Wasser holen. Wir haben nicht einmal Milch.“ „Ja, ja, hatte ich ganz vergessen. Nun, Bruder, äh, wie war euer Name doch gleich, also edler Herr, woher kommt ihr?“ Bevor ich antworten konnte, schnatperte er weiter: „Bestimmt aus dem hohen Norden, da wo es immer kalt ist. Wart ihr schon im hohen Norden? Ich kenne einen Mönch, einen Bruder von uns, der war im hohen Norden, mit einem Legaten des ehrwürdigen Herren Papst, und der hat mir immer erzählt, wie kalt es dort ist. Das ist mein Konvent.“ Er drehte sich um und wies auf die drei immer noch bewegungslos dastehenden Mönche, die dreckige und über und über mit Löchern und Flecken besäte Kutten trugen. „Bruder Volpracht, Bruder Gobelin und Bruder Gunzo. Das ist Bruder Poppo. Er ist noch sehr jung. Aber er wird einmal ein sehr guter Mönch. Er ist klug! Bruder Rodeger, unser Bibliothekar, ist vor zwei Jahren gestorben. Kanntet ihr ihn?“ Bruder Volpracht fiel ihm ins Wort: „Ehrwürdiger Herr Heinrich, Propst unseres Klosters, es ist Zeit für das Chorgebet.“ „Ja, ja, geht ihr nur und betet für uns alle, und vor allem für unseren Vogt, den Herrn Grafen Kuno. Geht und betet, ich will mich um unseren Besuch kümmern, den edlen jungen Herren. Das ist auch Gott wohlgefällig, nicht wahr?“ Er kicherte und behielt während seines unendlichen Redestroms immer sein Lächeln bei. „Geht und betet, ihr Brüder, betet für uns alle! Ich bleibe beim Besuch. Es heißt schon beim Apostel Matthäus im fünfundzwanzigsten Kapitel: ‚Ich bin ein Fremdling gewesen und ihr habt mich beherbergt.‘ Das wollen wir

dann auch tun. Beten kann ich auch morgen wieder mit euch, meine lieben Brüder! Nun geht, geht und betet!“ Kichernd schob er sie zur Tür hinaus. Bruder Poppo schien ungern zu gehen. „Bruder Poppo“, sagte Propst Heinrich, „geh mit deinen Brüdern in die Kirche und bete. Du bist noch jung und deine Stimme klingt wohl in den Ohren Gottes! Dein Gebet wird besser erhört als das der drei alten Ochsen.“ Sein Gekichere ging in ein schrilles Lachen über: „Die drei alten Ochsen, hahaha, alten Ochsen, hihhi hohoho!“ Bruder Poppo ging mit einem finsternen Blick.

Nun war ich mit diesem wirren Propst alleine in dem schmutzigen Kämmerchen. Mir wurde unheimlich zu Mute. Was würde er mit mir tun? Er grinste mich an und wartete ab, bis die schlurfenden Schritte der vier nicht mehr zu hören waren. Dann sah er mich mit einem ernsten Blick an und flüsterte: „Ich bin nicht verrückt! Ich spiele hier den Verrückten, um unseren Vogt an der Nase herumzuführen. Er will sich das Klostergut Stück für Stück unter den Nagel reißen. Dafür hat er uns diesen Poppo hierher geschickt. Eine falsche Schlange! Solange alle denken, dass ich nicht ganz bei Trost bin, glauben sie, sie hätten leichtes Spiel mit mir. Die drei anderen kannst du vergessen. Die sind von der Einsamkeit und dem Klosterleben so mitgenommen, dass sie wie lebende Leichen hier herum wandeln. Sie haben keinen eigenen Willen mehr. Aber immerhin wählen sie mich nicht ab, weil es ihnen vollkommen egal ist, was hier passiert. Der Vogt, ein Graf hier ganz aus der Nähe, will uns hier herein regieren, aber solange ich lebe, werde ich das verhindern. Ich habe den Klosterschatz sicher verwahrt und an die Urkunden und Traditionsbücher kommt auch keiner ohne mich. So sind sie machtlos. Das sollst du wissen. Leider gehört zu meiner Verstellung auch, dass ich mich um nichts kümmern kann, und deswegen sieht es hier so schrecklich aus. Und nun will ich dich schlafen lassen und in die Kirche gehen, damit Poppo keinen Verdacht schöpft. Gute Nacht!“ Ehe ich etwas sagen konnte, war er schon verschwunden. Mir blieb nun nichts anderes übrig, als mich auf den dreckigen Sack zu legen und zu schlafen. Meinen Beutel hängte ich an einen Haken unter der Decke und hoffte, dass die Mäuse ihn nicht finden würden, denn ich hatte ein Stück Brot und etwas Hartkäse darin. Ich versuchte, mich von den Vorgängen in diesem seltsamen Kloster nicht allzu sehr beeindrucken zu lassen und schlief ein.

Am Morgen ging früh die Tür meiner Kammer auf und Bruder Poppo kam herein. „Nun, was hat er dir erzählt?“ Ich bemerkte sofort, dass der finstere Scherger des Grafen mich aushorchen wollte und gab zur Antwort,

er habe mir irre Geschichten vom kalten Norden aufgetischt. Poppo sah mich ernst an: „Das glaube ich nicht. Wahrscheinlich hat er gesagt, dass er nur den Verrückten spielt, weil er mich und Graf Kuno an der Nase herumführen will. Außerdem hat er gesagt, dass ich eine falsche Schlange bin. Und er hat den Klosterschatz gut versteckt und hütet die Urkunden und Traditionsbücher. Und all die anderen Geschichten, nicht wahr?“ Ich war verblüfft und wusste keine Antwort. „Das ist seine wirkliche Verrücktheit. Er glaubt, dass der Graf und ich ihm sein Kloster zerstören wollen. Davon ist kein Wort wahr. Einen Klosterschatz gibt es nicht, und die Urkunden und Bücher existieren nur in seinem irren Gehirn. Graf Kuno hat einfach nur Skrupel, ihn absetzen zu lassen, weil sein Vater Propst Heinrich eingesetzt hat und er auf diese Tradition Rücksicht nehmen will. Er war ein tüchtiger Propst, bevor er krank wurde. Heute ist er restlos in seiner Traumwelt versunken und er tut mir sehr leid. Ich bin hier, um ihn vor Unheil zu bewahren und davor, sich zum Gespött zu machen. Deswegen wollte ich dich gestern nicht herein lassen. Erzähle niemandem, was du gesehen hast. Du wirst verstehen, wenn ich dich jetzt auffordere, noch heute zu gehen. Deine Anwesenheit ist Gift für Propst Heinrich, denn sie regt ihn unnötig auf. Die Dämonen ergreifen dann Besitz von ihm und er macht uns allen das Leben unnötig schwer, am meisten aber sich selbst. Bitte geh bald. Sag den Bauern im Haus unten am Fluss, dass Bruder Poppo dich schickt und dass sie dir etwas zu essen geben sollen. Leb wohl!“ Kaum hatte er geendet, war er auch schon wieder verschwunden.

Nun ein paar Augenblicke später stand Propst Heinrich in der Tür. Er zwinkerte mir vertraulich zu und sagte: „Sei begrüßt! Kein Wort draußen zu irgendeinem Menschen! Bruder Poppo hat dir bestimmt viel Unsinn über mich erzählt, das macht er mit allen Besuchern. Er denkt, nur weil er nicht weiß, wo der Schatz, die Urkunden und die Bücher sind, gebe es sie auch nicht. Wenn er sich da mal nicht täuscht! Geh jetzt, du hast schon zu viel gesehen. Geh zu dem Bauernhof unten am Fluss und lass dir zu essen geben. Sag, dass Propst Heinrich dich schickt. Leb wohl!“ Mit den letzten Worten ließ er mich allein zurück. Mich schauderte. Wohin war ich nur geraten? So schnell ich konnte, ging ich. An dem Bauernhof bat ich, ohne das Kloster oder einen der Brüder zu erwähnen, um etwas zu essen und zu trinken. Freundlich wurde ich bewirtet und ging rasch davon in Richtung Nusplingen an der Bära.

## Auszug aus den Erzählungen Bertrams von Mömpelgard

Ich bat ihn eines Abends, als wir uns schon zum Schlafen hingelegt hatten, mir Geschichten mit Fabeltieren und anderen unbekanntem Wesen zu erzählen. „Solche erfundenen Dinge machen mir immer viel Vergnügen“, schob ich zur Erklärung meiner Bitte hinterher. „Erfunden?“ antwortete er. „All diese Dinge und Wesen gibt es, und des Sängers Kunst stellt sie nur dar. Oder willst du bezweifeln, dass in fernen Ländern fremde Tiere leben, die man sich nicht vorstellen kann? Da hast doch sicher schon einmal von Elefanten gehört, die im fernen Ägypten leben, n'est-ce pas? Sie sind riesig groß, haben vier lange Zähne aus Elfenbein und ein Maul, mit dem sie einen ganzen Menschen auf einmal fressen können. Und obwohl man sich so etwas kaum vorstellen kann, existieren diese Ungeheuer doch. Also gibt es auch alle anderen Wesen, die wir in den Liedern und Sagen besingen und von denen wir erzählen. Wir Sänger sind doch keine Aufschneider und Prahlhänse, die sich nur wichtigmachen wollen!“ Er war sichtlich empört. „Aber ich will dir gerne erzählen.“

„Der heilige Georg, der Erzmärtyrer, war ein rechtschaffener Soldat und kämpfte für den römischen Kaiser in Asien zu der Zeit, als die Römer noch Heiden waren. Und der Kaiser hörte von Christen und bekam Angst um seine Macht, weil die Christen immer mehr wurden. Da ließ er sie verfolgen, einsperren und töten. Und der heilige Georg sah das und ließ sich taufen und wurde Christ und lehnte es ab, gegen seine Glaubensbrüder zu kämpfen. Da ließ ihn der Kaiser gefangen nehmen und im Zirkus quälen und martern auf die grausamsten Weisen. Er wurde auf ein Rad geflochten, das mit scharfen Schwertern gespickt war und dann mit einer großen Säge zerschnitten in zwei Teile, alles bei lebendigem Leibe. Aber alle Folter konnte ihn nicht vom Glauben abbringen. Er war ein mutiger Mann und hatte einen leibhaftigen Drachen getötet. Der Drache hatte ein feuriges Maul, aus dem die Funken stoben. Aus seinen Augen fuhren Blitze, die alles verbrannten, was sich ihm in den Weg stellte. Seine Haut war aus harten Schuppen, durch die kein Metall dringen konnte. Im Maul trug er lange und spitze Zähne, die alles, was sie einmal gepackt hatten, nie mehr los ließen. Sein Schwanz war lang und ringelte sich auf dem Boden. Wenn er ihn hob, konnte er ihn wie eine Peitsche schwingen und alles niederschlagen. Seine Füße trugen riesige Krallen wie ein Adler, nur zehn Mal so groß. Mit seinen zwei Flügeln konnte er fliegen, schneller als ein Falke. Aber der heilige Georg besiegte ihn in ritterlichem Kampf. Mit seinem treuen Schlachtross warf er ihn nieder und stach ihm die Lanze durch die Keh-

le. Das war die einzige Stelle, an der der Drache verwundbar war. Und so wurde der heilige Georg zum Patron der Ritter. Der erste Kaiser Heinrich hat ihm in Bamberg eine Ritterbruderschaft gestiftet. Das habe ich selbst gesehen, als ich einmal in Bamberg war. Und du willst mir immer noch sagen, dass das alles erfunden ist? Kaiser Heinrich hat mit seiner Frau Kunigunde in Keuschheit gelebt und war ein sehr frommer Mann. Die Kaiserin Kunigunde wird an manchen Orten verehrt wie eine Heilige, n'est-ce pas?“ Das immerhin hatte ich in Hessen auch erzählt bekommen. „Und da glaubst Du, dass solche heiligen Menschen sich von einer erfundenen Geschichte beeindrucken lassen? Mais non!“ Bertram war ganz in seinem Element.

„In Frankreich, in Burgund, woher meine Familie stammt, da hat mir jemand die Geschichte der alten Burgunden erzählt. Der große Recke Siegfried, den Hagen von Tronje so schmäählich betrog, hatte einen Drachen erschlagen und in seinem Blut gebadet. Davon bekam er eine so harte Haut wie ein Drache und war unverwundbar!“ „Beinahe“, warf ich ein. „Ach, du bist schrecklich mit deinen Zweifeln! Willst Du etwa deine Stimme auch gegen unsere heilige Schrift erheben, in der so viele Drachen vorkommen? In der Stadt Babel sollen die Drachen wohnen, sagt der Prophet Jeremia. Und in dem Lied des Mose singt er über die Feinde, dass ihr Wein wie Drachengift sein wird.“ „Ja, aber dem Siegfried hat das Drachenblut ja nicht geschadet“, stichelte ich weiter. „Ach, du mit deinen Besserwissereien! Der Teufel verführt dich zu solchen Gedanken. Der Teufel, die alte Schlange, der große Drache, so wie es schon in der Offenbarung des Apostels Johannes steht. Der Teufel ist in dich gefahren, um deinen Geist zu verwirren. Dort steht genau beschrieben, wie ein Drache aussieht. Er ist rot und groß, er hat sieben Köpfe und zehn Hörner und auf jedem Kopf eine Krone, und er kann Wasser spucken und Menschen damit ersäufen.“ „Vorhin hast du noch gesagt, der Drache hätte Funken im Maul. Wie soll das gehen, Funken und Wasser?“ „Es gibt eben verschiedene Arten von Drachen, so wie es auch verschiedene Arten von Hornvieh gibt. Oder willst Du sagen, dass Schafe und Ziegen gleich aussehen?“ „Wenn man sie brät, dann schon. Aber ich gebe zu, sie schmecken verschieden“, sagte ich und lachte.

„Also, en tout cas“, Bertram räusperte sich bedeutungsschwer, „jedenfalls will ich dir nun die Geschichte des Drachens und der Elben erzählen. Die Elben waren ein Volk vor langer, langer Zeit, dass am Rand eines Gebirges lebte. Sie hatten eine wunderbare Stadt, die mit riesigen Palästen

wie ein Schwalbennest an den Hängen der Berge klebte. Große Fälle mit klarem Wasser ergossen sich in eine Meeresbucht zu Füßen der Berge. Dort lebten die Elben seit unvordenklicher Zeit. Sie lebten in Frieden mit all den anderen Bewohnern des Landes, mit den Menschen, den Kobolden und den Frogolen. Die Elben waren alle hellhäutig und trugen langes, glattes Haar. Sie waren sehr vornehm und gebildet und besaßen mehr als tausend Bücher sowie ein magisches Schwert aus uralter Zeit, das einmal ihrem König gehört hatte. Das bewahrten sie sorgfältig auf, denn sie kannten eine Prophezeiung, dass einmal ein Untier ihre Welt würde vernichten wollen, und nur der Krieger, der mit diesem Schwert kämpfte, sollte das Wesen besiegen können.

Die Elben lasen gerne und viel, dazu liebten sie die Musik, weswegen ihre Ohren an den oberen Enden eine kleine Spitze hatten, mit der sie besonders gut hören konnten. Jeder Elbe hatte die Pflicht, alle tausend Bücher aus der Elbenbibliothek im Laufe seines Lebens zu lesen. Das war nicht schwer, denn die Elben waren unsterblich. Sie waren alle gleich alt und die Väter sahen aus wie die Brüder ihrer Töchter. Einst waren sie alle aus dem Nebel auf die Erde gestiegen und seitdem waren sie da. Damals waren schon alle anderen Siedlungsflächen in den Ebenen vergeben und so mussten sie ihre kunstvolle Stadt an den Abhängen des Gebirges errichten. Weil sie so fein und zartgliedrig waren, mussten ihnen die Kobolde dabei helfen und die Steine schleppen, denn einen Elben mit einem Stein auf den Schultern kann man sich nicht vorstellen.

Die Elben waren aber auch herausragende Krieger. Sie besaßen große Bögen, mit denen sie Pfeile in rascher Folge in die entferntesten Ziele schießen konnten. Auf ihren großen Pferden ritten sie schnell wie der Wind. Diese Kriegskunst pflegten sie, obwohl sie mit den anderen Völkern in Frieden lebten. Hinter den Bergen auf einer großen Insel lebte nämlich ein schreckliches Volk unter der Herrschaft des gefürchteten Tyrannen Norasu. Diese Wesen, halb Tier, halb Mensch, ernährten sich von Menschenfleisch und versuchten immer wieder, ihrer Herrschaft – und damit sich selbst – die anderen Völker einzuverleiben. Gegen diese furchtbaren Monstren, die in der Sprache der Elben Haripots genannt wurden, was so viel wie die ‚kühnen Töpfer‘ heißt, waren die Elben in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder in den Krieg gezogen, um ihr Land zu verteidigen. Dabei hatten sie sogar Bündnisse mit den Kriegern des christlichen Königs Johannes Presbyter geschlossen, die weit im Osten in den drei Indien leben. In diesen Ländern, wo die Edelsteine, groß wie die Faust eines

Mannes, auf der Straße liegen und die absonderlichsten Wesen leben, war ein christliches Königreich gelegen, das die heidnischen Perser von Osten her angegriffen hatte, um die heiligen Stätten in und um Jerusalem zu befreien. Die Elben traten mit den Kriegern des Königs Johannes Presbyter in Verbindung und konnten sich so gegen die Haripots wehren. In den drei Indien gibt es Menschen, die ihr Gesicht auf der Brust tragen und keinen Kopf haben. Dazu kommen solche, die vier Füße haben und ungemein schnell laufen können. Andere haben nur ein Bein, mit dem sie sich rasch und hoch voran schnellen. Manche Menschen dort sind ganz von Federn bedeckt und tragen Vogelköpfe. Fliegen können sie ebenso wenig wie der Vogel Strauß. Andere sehen aus wie unsere Hunde, können aber sprechen und gelten als ungemein klug. Im Rat des Königs haben sie die vornehmsten Plätze inne.

Wenn das Heer des Königs Johannes Presbyter in den Krieg zieht, dann werden die einzelnen Abteilungen von den verschiedenen Wesen gebildet. Die Brustgesichter bilden den Kern des Heeres, neben ihnen kämpfen links die Vierfüßer, die auch zugleich wegen ihrer enormen Schnelligkeit die Verbindung zur Nachhut halten. Rechts stehen die Einbeiner in der Schlachtreihe, die im Kampf hoch springen und den Feind von oben bekämpfen können. Die Vogelmenschen mischen sich überall zwischen die Kämpfer, weil sie ihre Federn schnell abschießen können wie die Elben ihre Pfeile. Sie reißen fürchterliche Wunden in die Feinde. Die Hundemenschen stehen in der Nachhut und beobachten das Kampfgeschehen. Sie entscheiden die weitere Strategie je nach der Entwicklung der Schlacht. Zum Kämpfen sind sie nur wenig geeignet.

In der Mitte der Streitmacht ist immer der Kampfwagen des Königs Johannes Presbyter zu sehen, der von vier Straußen gezogen wird. Der König trägt eine goldene Rüstung und einer der Vogelmenschen hält ihm den Schild. Der König schießt mit einem silbernen Bogen vergoldete Pfeile ab, die immer ihr Ziel treffen. Die Rüstung macht ihn unverwundbar und sein Anblick raubt auch den schrecklichsten Monstren jeden Mut. Die Strauße vor seinem Wagen sind für ihre Aufgabe sieben Jahre lang ausgebildet worden. Das übernehmen die Vogelmenschen, zu denen die Strauße großes Vertrauen haben. Zuerst gewöhnen sie die wilden Strauße an das Laufen im Geschirr und an das Ziehen des Wagens, denn diese edlen Tiere sind derlei nicht gewöhnt und verweigern es am Beginn der Ausbildung. Dann stecken sie den Kopf in den Sand und bewegen sich nicht mehr. Es dauert ein ganzes Jahr, bis die Strauße im Geschirr gehen und den Wagen

ziehen. Dann werden sie geschult, um auf die Befehle des Wagenlenkers zu hören. Das dauert zwei Jahre. Der nächste Schritt betrifft das Laufen auf dem Schlachtfeld, denn es fällt den Vögeln sehr schwer. Darum dauert dieser Teil drei Jahre. In den letzten beiden Jahren wird mit den Straußen eingeübt, wie sie feindlichen Pfeilen und Lanzen ausweichen. Dabei müssen sie ihre langen Hälse geschickt hin und her schleudern, um nicht getroffen zu werden. In der Schlacht tragen sie einen Panzer am Körper, der sie schützt. Ihre Beine sind mit Metallplatten bedeckt.

Die Strauße werden aus Afrika nach den drei Indien geholt. Dort fängt man sie ein, indem man eine Herde der Vögel mit Treibern einkesselt und dann mit Schwertern auf Schilde schlägt. Dieser Lärm macht den Straußen Angst und sie stecken ihre Köpfe in den Sand. Dann kann man ihnen leicht eine Kette um den Hals legen und sie wegführen. Zuerst sind sie sehr störrisch, aber wenn man ihnen eine bestimmte Pflanze, die heißt Kerranja, gibt, dann werden sie leicht zahm und fressen aus der Hand. Die Pflanze – sie ist eigentlich ein Baum – wächst in manchen Gegenden Afrikas und wird noch für viele andere Zwecke benutzt. Sie besteht aus einem Stamm so hoch wie achtzig Männer und so dick, dass vier große Männer gemeinsam den Stamm nicht umfassen können. Der Stamm ist vollkommen glatt und niemand kann hinaufklettern. An der Spitze des Stammes wachsen Blätter wie bei einem Farn, aber sieben Mal so groß. Zwischen den Blättern wachsen Nüsse so groß wie eine Gans. Wenn sie reif sind, was alle einhundert Jahre vorkommt, fallen sie mit großem Getöse und einem heftigen Aufschlag zu Boden. Oft werden sogar große Tiere wie Elefanten, Löwen und Tiger von den Nüssen erschlagen, und nicht wenige Menschen hat es ihr Leben gekostet, dass sie zur Reifezeit unter dem Kerranjabaum saßen.

Wenn die Nüsse heruntergefallen sind, muss man sie wieder einhundert Jahre liegen lassen. Dann wird ihre Schale weich und man kann sie öffnen. Im Inneren findet man ein süß schmeckendes, weiches Fruchtfleisch, das man trocknet und zum Zähmen der Strauße verwendet. Es gibt in diesen Gegenden sehr viele Kerranjaebäume und deswegen ist immer genug getrocknetes Fruchtfleisch vorhanden. Man benutzt es außerdem bei Blinden, um sie wieder sehend zu machen. Das geht so, dass man den Blinden auf den Boden setzt und ihm den ausgepressten Saft aus dem Fruchtfleisch in die Augen träufelt. Er kann sofort wieder sehen. Es gibt sehr viele Blinde dort in Afrika, denn die Sonne steht immer hoch am Himmel und scheint erbarmungslos hernieder. Von ihrem hellen Schein werden viele Menschen

geblendet. Dann behandelt man sie mit Kerranjasaft und sie können wieder sehen.

Man nimmt an, die Sonne scheint dort so heiß, weil sie näher steht als bei uns. Wir sehen die Sonne am Mittag hoch im Süden, und dort liegt Afrika. Es liegt also näher an der Sonne, wenn diese ihren höchsten Punkt erreicht. Daher ist es dort so warm. Es ist mittags oft so heiß, dass Tiere, die sich unachtsam in die Sonne legen, vollkommen zu Schweiß zerlaufen. Nur ein feuchter Fleck zeigt dann noch an, wo das Tier gelegen hat. Dies geschieht aber nur Tieren, die nicht aufpassen und nicht rechtzeitig in den Schatten gehen. Manche Vögel werden durch die Hitze so ausgetrocknet, dass sie im Flug zu einem feinen Pulver zerspringen. In den Ebenen trocknen die Flüsse über Mittag aus und füllen sich erst am späten Nachmittag wieder, wenn frisches Wasser aus den Bergen nachläuft. Das ist für die Menschen dort sehr unangenehm, weil sie in der großen Mittagshitze natürlich auch den größten Durst haben, und ausgerechnet dann verdunstet das ganze Wasser. Es ist dort so heiß wie da, wo die Völker Gog und Magog stehen werden, wenn das Feuer vom Himmel fallen wird, wie der Apostel Johannes schreibt. Und die Menschen haben nichts zu trinken. Es ist schrecklich!“ Ich begann, mich ein wenig zu langweilen.

### **Auszug aus: V – Marburg**

Meine Verwirrung hielt noch eine Zeitlang an. Ich sah mich um. Hier, in der sumpfigen Niederung an der Lahn, ein Stück Wegs vom nördlichen Tor von Marburg entfernt, war ein kleines Dörfchen entstanden. Ein paar Hütten aus Fachwerk mit Lehmwänden standen um ein größeres Gebäude herum gruppiert. Auch der größere Bau war aus Fachwerk und Lehm erbaut und etwa dreißig mal dreißig Fuß groß. Er trug ein kleines, schiefes Türmchen mit einem hölzernen Kreuz. Das war sicher die Hospitalkapelle, wo die Kranken in Betrachtung des Altars und in seiner Nähe gesund werden sollten. Nur Gott kann ja wirklich heilen; das habe ich dort gelernt. Ich sah dem munteren Treiben einige Zeit zu. Kranke und Arme wurden von Frauen und Männern, die hier arbeiteten, betreut, zur Kapelle oder wieder zurück zu den Hütten gebracht. Andere erhielten eine Mahlzeit aus einer der Hütten, in der es wohl eine Küche gab. Alle machten einen zufriedenen Eindruck. Für eine so große Zahl von Menschen, ich schätzte sie auf etwa fünfzig, war es erstaunlich ruhig.

Inzwischen kam die Landgräfin mit dem Korb wieder zurück. Sie hatte die blutigen Binden gewaschen und trug sie in Richtung der Küchenhütte. Sie sah mich an: „Nun, du hast deine Frage immer noch nicht gestellt. Wobei oder womit soll ich dir helfen? Meine Binden sind nun gewaschen, ich bringe sie gerade in die Küche zum Trocknen. Dort brennt ein Feuer in einem Herd, da trocknen sie schneller. Komm mit mir, danach will ich mit dir sprechen.“ „Ja, Herrin, Frau Landgräfin“, antwortete ich untertänig. Sie sah mich wieder mit ihren großen schwarzen Augen an: „Nenn mich nicht Landgräfin, nenn mich Schwester Elisabeth! Wir sind alle Geschwister hier im Hospital. Und wir wollen, dass alle Menschen auf der ganzen Welt eines Tages Geschwister sind, Geschwister unseres Herrn und Meisters Jesus! Komm!“ Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern ging rasch los.

Ich folgte ihr und wir betraten die Hütte, in der gekocht wurde. Es war sehr warm und stickig. Eine alte Frau rührte in einem großen Suppentopf, der auf einem gemauerten Herd stand. Ein junger Mann und eine weitere Frau schnitten Gemüse klein und warfen es in die Suppe. Die Landgräfin ging zu einem hölzernen Gestell, über das dünne Seile gespannt waren. Dort hängte sie die Binden auf.

Dann verließ sie die Hütte und winkte mir, ihr zu folgen. Sie betrat das nur wenige Schritte entfernte, größere Haus. Warme, verbrauchte Luft schlug uns entgegen. Das Haus bestand nur aus einem großen Raum. An den Seitenwänden stand jeweils eine lange Reihe Betten, in denen Kranke dicht an dicht lagen. Zwischen den Betten liefen Männer und Frauen umher, die sich um die Kranken kümmerten. An der Wand gegenüber dem Eingang war ein einfaches Altarbild an der Wand angebracht, unter ihm stand ein kleiner Tisch. Auf ihm war ein kleines Gefäß aus Silberblech zu sehen. Es enthielt Reliquien, unter anderem von dem großen Vorbild der Landgräfin, dem heiligen Franz von Assisi, wie ich später erfuhr. Oberhalb der Betten waren kleine Fenster in die Fachwerkwände eingebaut, durch die etwas Licht fiel. Sie waren mit durchscheinendem Pergament verschlossen.

Einige der Kranken schliefen, andere lagen mit offenen Augen da und schienen unter Schmerzen zu leiden. Eine alte Frau in der Nähe der Tür betete murmelnd und voller Inbrunst. Neben ihr fiel mir ein junger Mann auf, dessen Gesicht durch die Lepra vollkommen entstellt war. Seine Arme waren nur noch eitrig Stümpfe, sie ruhten auf der dünnen Decke. Er reckte sie in Richtung der Landgräfin, und auch andere Kranke winkten

ihr zu oder lächelten sie an. Sie schienen sich sehr über ihre Anwesenheit zu freuen. Es stank entsetzlich nach den Ausdünstungen der Kranken, nach Kot, Eiter und Harn. In der Ecke war ein Kachelofen zu sehen, etwa mannshoch mit tief nach innen reichenden, hohlen Kacheln. Er strahlte Wärme ab.

Es verschlug mir die Sprache. Obwohl ich schon Vieles gesehen und erlebt hatte, begann ich mich zu ekeln. Mir wurde körperlich unwohl und ich fürchtete, mich übergeben zu müssen. Die Landgräfin sah mich an und bemerkte, wie blass ich geworden war. Dann nahm sie mich bei der Hand und zog mich wieder ins Freie. Sie hatte kein Wort gesprochen. An der frischen Frühlingsluft erholte ich mich rasch wieder. „Du sagst, dass du Hilfe brauchst“, sprach sie mich an. „Hast du die Menschen in unserem Hospital gesehen? Brauchst du die Hilfe so nötig wie sie? Geht es dir so schlecht? Ja, wenn du dich mit ihnen vergleichst, geht es dir dann überhaupt schlecht? Was sind denn deine Sorgen?“ Ich fühlte, wie mir die Worte fehlten, um zu beschreiben, dass ich nur Hilfe erbitten wollte bei der Suche nach Jutta und Anna. War das nicht vollkommen nebensächlich? Hier ging es um Leben und Tod, bei vielen der Kranken und Bedürftigen. Und da kam ich mit meinen einfachen Sehnsüchten nach zwei Frauen? Und wenn meine Empfindungen für sie noch so rein und keusch waren – waren sie das wirklich? –, hatte ich das Recht, nach so etwas Unbedeutendem zu fragen? Ich schwieg; es hatte mir die Sprache verschlagen.

„Nun“, richtete die edle Fürstin wieder das Wort an mich, „wobei brauchst du Hilfe? Sprich!“ Langsam fand ich meine Sprache wieder. „Eigentlich hatte ich euch, edle Herrin, fragen wollen, ob ihr mir bei der Suche nach zwei Menschen helfen könntet, die ich vor langem aus den Augen verloren habe, die aber noch in meinem Herzen sind. Aber ihr habt mir in den wenigen Augenblicken, die ich hier bin, gezeigt, wie unwichtig das alles ist. Vielleicht brauche ich mehr Hilfe für meine arme Seele, denn ich habe nicht immer nur Gutes getan. Ich fürchte, dass mein Ende kommen und ich vor meinem Richter stehen könnte, beladen mit Sünde und verurteilt zu ewiger Verdammnis. Das sehe ich jetzt gerade zum ersten Mal. Ich möchte etwas tun mit meinem Leben. Was ratet ihr mir?“ „Kümmere dich um deine Sünden, bereue, beichte, büße. Tu gottgefällige Werke. Kümmere dich um deine Nächsten. Du kannst hier in unsere Hospitalgemeinschaft eintreten und arbeiten. Du wirst zu essen und zu trinken bekommen, Kleider, wenn du sie brauchst, und Schuhe. Du wirst einen Schlafplatz haben und wirst dich um die Kranken und Armen kümmern, die täglich hierher

kommen, weil sie keine andere Hilfe mehr finden. Die beiden Frauen in deinem Herzen – es sind doch Frauen, nicht wahr? – wirst du schnell vergessen, denn hier trifft du in jedem unserer Kranken unseren Herrn Jesus, den süßen, den barmherzigen. Er wird dich nicht verdammen, wenn du ihm hier dienst, indem du unseren Kranken dienst. Du weißt, dass es im Evangelium heißt bei Matthäus: ‚Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.‘ Pflege einen Kranken, und du pflegst unseren Herrn. Und nenn mich nicht immer ‚edel‘ und ‚Herrin‘. Ich bin die Schwester Elisabeth, die geringste Dienerin hier im Hospital.“ „Aber Herrin, wenn ich mich mit euch gemein mache, dann mache ich mich der Sünde der Hoffart schuldig. Das könnt ihr nicht wollen!“ „Ach, immer dieselbe Leier von der Hoffart! Das wird alles keine Rolle mehr spielen, wenn das Reich Gottes kommt!“ Die Landgräfin schien dergleichen nicht gerne zu hören. „Wir sind doch alle Diener Gottes. Egal, ob wir an einem Fürstenhof oder in einer Bauernkate zur Welt gekommen sind! Manche Menschen denken, das hier sei alles nur ein Spiel für mich, und ich würde nachts in der Burg in einem weichen Bett in einem warmen Zimmer schlafen. Ich will dir meine Unterkunft zeigen. Komm!“ Wir gingen zu einer etwas entfernt stehenden Hütte. Sie war ebenso klein wie die anderen. In ihrem Inneren stand ein kleiner Tisch, eine einfache hölzerne Bank und ein niedriges Bett, auf dem nur ein Strohsack lag. „Hier, wohnt so eine Fürstin? Eine edle Herrin?“ „Aber ihr gehört doch zu den Menschen, die Gott über die anderen gesetzt hat, um zu regieren. Wir brauchen doch eine Herrschaft, damit es nicht drunter und drüber geht.“ „Das mag sein, aber ich habe mich davon losgesagt!“ „Aber ihr seid doch die Tochter eines Königs.“ „Das war ich, früher, in meinem Sündenleben. Ich habe meine Familie geliebt, meinen Mann und meine Kinder. Ich habe sie zu sehr geliebt, denn sie haben mich von der Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus abgehalten. Mein Beichtvater, der gelehrte Magister Konrad von Marburg, hat mich gelehrt, wie ich ein Leben gemäß den Lehren der Bibel und meines heiligen Bruders Franziskus führen kann. Das Erste ist, dass man sein Herz nicht an irgendetwas anderes als an die Liebe zu unserem Herrn hängen darf. Magister Konrad sagt, wenn die heilige Kirche sich nicht mit aller Kraft an unseren Herrn hängt, dann wird die Sünde uns alle verschlingen. Dann wird der Teufel kommen und wir alle werden im ewigen Feuer ewig gequält werden! Willst du das?“ Sie ereiferte sich. Mit ihren Armen und schmalen Händen unterstrich sie das, was sie sagte. Ihre dunklen Augen blitzten. Ich war tief beeindruckt.

„Lasst mich ein paar Tage hier bleiben und mir alles ansehen. Dann will ich mich entscheiden, ob ich bei euch arbeiten und leben möchte.“ „Ich weiß zwar nicht, worauf du warten willst, denn jeder Tag in der Sünde ist einer zu viel, aber ich will dir deinen Wunsch gewähren, wenn Magister Konrad nichts dagegen hat. Ich habe keinen eigenen Willen mehr. Ich vollziehe nur noch den Willen Gottes, und Magister Konrad legt ihn mir dar. Er ist nun auf einer Reise und wird in ungefähr einer Woche zurückkehren. So lange magst du gerne bleiben. Dann musst du dich entscheiden. Ich bringe dich jetzt zu meiner Schwester Oda. Sie wird dir zeigen, wo du schläfst und was du zu tun hast.“

Oda war eine alte Frau, die ihrer Herrin Elisabeth treu ergeben war. Ich hatte sie in der Küche schon einmal gesehen. Ich bekam eine Schlafstelle in einer der Hütten, in denen die Brüder und Schwestern der Hospitalgemeinschaft lebten. Niemand hatte mehr irgendeinen persönlichen Besitz und alle arbeiteten von morgens bis abends für die Kranken. Unterbrochen wurde die Arbeit nur für die Messe, gemeinsame Gebete und die Mahlzeiten, die schnell und schweigend eingenommen wurden. Alle wirkten irgendwie frei von Sorgen und Ängsten. Man sah kaum ein Gesicht, das nicht lächelte. Der entscheidende Grund für all das war Fürstin Elisabeths persönliche Ausstrahlung. Sie verkörperte die Liebe zu Jesus so sehr, dass alle anderen davon angesteckt wurden.

### **Auszug aus: VI – Reise Marburg. Mittelbach. Weser. Bremen.**

Es war nicht weit bis nach Steineck. Als ich die Burg zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder sah, staunte ich. Hier war in der Zwischenzeit viel gebaut worden. Wo vorher nur eine Ringmauer und ein Wohnturm gewesen waren, sah ich nun mehrere Gebäude, die um einen Innenhof herum standen. Ulrich von Mihla hatte offenbar Erfolg gehabt, und er ließ es nach außen sehen.

Vor dem Tor stand ein Bewaffneter. Er hatte sicher Anweisung, keine Fremden hinein zu lassen. Ich war fremd. Meine Verdienste, die ich mir im Marburger Hospital der seligen Landgräfin erworben hatte, würden hier gewiss nicht helfen. Es waren keine Verdienste auf Erden. Ich musste mir etwas einfallen lassen. Schnurstracks marschierte ich auf den Wachposten

zu, und bevor er ein Wort sagen konnte, schnarrte ich ihn an: „Lass mich durch, ich habe dringende Kundschaft für Herrn Ulrich von Mihla! Von unserem Herrn Landgrafen Heinrich Raspe!“ Er schaute verdutzt. „Ja, aber – ich kann hier keinen reinlassen“, versuchte er, mir standfest entgegenzuhalten. „Na gut, wenn du lieber möchtest, dass dein Herr dich straft, weil du diese wichtige Botschaft nicht zu ihm vorgelassen hast. Ich kann warten. Aber eigentlich soll ich sofort nach dem Gespräch mit deinem Herrn Ulrich wieder kehrt machen und nach Eisenach reiten. Der Landgraf wird böse sein, und ich werde ihm sagen, dass mich ein Wachposten an der Burg Steineck aufgehalten hat. Das wird Ärger geben!“ „Aber wie willst Du denn reiten? Du hast ja gar kein Pferd!“ „Das wird mir dein Herr schon geben, wenn er sieht, wie eilig das Ganze ist!“ Der Posten begann nachzudenken. „Also gut, ich werde jetzt bei unserem Burghauptmann fragen, ob du vorgelassen wirst.“ Er drehte sich um und schlurfte weg. Darauf hatte ich gehofft. Das Tor war nun unbewacht und ich schlich mich schnell durch den dunklen Bogen in den Innenhof. Unbemerkt verschwand ich in der ersten Tür, die ich sah.

Es war dunkel hier, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, dass eine Treppe nach oben führte. Schnell rannte ich hinauf. Durch ein kleines Fensterchen konnte ich beobachten, was im Innenhof geschah. Der Wachposten stand da, und der Burghauptmann brüllte ihn an: „Du Trottel, da ist doch gar keiner! Was erzählst du mir für alberne Geschichten?“ „Aber da war einer, so ein kleiner. Er wollte dringend zum Ulrich.“ „Für dich heißt das immer noch Herr Ulrich! Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Ich werde dich lehren, mich mit irgendwelchen Märchen zu stören. Du hast die nächsten vier Wochen Wachdienst! Schluss! Und jetzt schere dich auf deinen Posten, sonst mache ich dir Beine! Los!“

Sehr gut! So sollte es sein! Wie immer hatte der Dümme Wache geschoben, dem keiner etwas glaubte. Nun musste ich sehen, wie ich hier Jutta finden konnte. Sicher war die Frauenkemenate in einem der oberen Geschosse. Ich ging weiter nach oben. Da sah ich Jutta durch ein Fenster, das auch zum Innenhof ging. Sie saß da und schien einer Handarbeit nachzugehen. Nun musste ich in diesen gegenüber liegenden Bau kommen. Ob es wohl Verbindungen zwischen den einzelnen Gebäuden gab? Ich konnte ja nicht einfach fragen! Aber warum eigentlich nicht? Hinter einer Tür hörte ich Frauenstimmen. Ich riss sie auf und sah zwei Mägde, die in einem kleinen Saal kehrten. Sofort brüllte ich sie an: „Was macht ihr

hier? Wenn das die Frau Jutta hört! Die wird euch was erzählen!“ Vor Schreck ließen sie fast den Besen fallen. „Aber wir haben hier nur gekehrt“, sagte eine der beiden leise und zaghaft. „Ja, aber langsam genug! Los, bring mich zur Herrin, damit ich ihr von dir berichte!“ Mein Befehlston hatte wieder einmal seine Wirkung erreicht. Schlichtere Menschen kann man damit immer wieder beeindrucken. Sie haben einfach oft ein schlechtes Gewissen, und beim ersten lauten Ton bekommen sie es mit der Angst zu tun. Die Magd kam kreidebleich auf mich zu und ging vor. Ich folgte ihr durch Türen und Gänge. Alleine hätte ich diesen Weg nie und nimmer gefunden. Schließlich standen wir vor einer Tür. „Du kannst nun gehen!“ herrschte ich sie an, und sie verschwand schnell auf leisen Sohlen.

Ich war sehr aufgeregt und merkte, wie mir der Schweiß den Rücken hinab lief. Wie lange hatte ich Jutta nicht gesehen? Auf dem Weg zur Burg hatte ich an unsere gemeinsame Flucht nach dem feigen Mord an unseren Eltern und Geschwistern gedacht. Mich plagte immer noch das schlechte Gewissen, weil ich nicht versucht hatte, sie aus den Händen der Schergen Konrads von Schwartzach zu retten, damals, als sie entführt wurde. Aber was hätte ich tun sollen? Was würden die Reiter mit ihr angestellt haben? Ich wagte nicht, es mir vorzustellen. Immerhin: sie lebte, sie war die Frau eines angesehenen Edelmanns, sie saß in einer Burg, die von Reichtum zeugte. Das waren doch äußerlich gut wirkende Umstände. Vorsichtig klopfte ich an.

„Tritt ein“, sagte eine leise Frauenstimme hinter der Tür. Ich ging hinein. Jutta saß am Fenster zum Innenhof und stickte. Sie trug ein schönes Kleid aus dunkelroter Seide und sah beinahe aus wie vor zwanzig Jahren, als wir uns zuletzt gesehen hatten. Ich machte ein paar Schritte auf sie zu und blieb dann stehen. Wortlos blickten wir uns an. „Stuzzel?“ fragte sie. Ich nickte mit dem Kopf, mein Hals war wie zugeschnürt und ich hätte nicht einmal „ja“ sagen können. „Komm näher, damit ich dich besser sehen kann“, sagte sie leise und sah mich mit ihren traurigen, dunklen Augen an, dass ich nicht anders konnte als zu weinen. Sie stand auf und trat auf mich zu. In Armeslänge blieb sie vor mir stehen. Die Zeit hatte graue Fäden in ihr Haar gesponnen und kleine Fältchen waren rings um ihre Augen zu sehen. Wir sahen uns eine ganze Zeit lang an. Dann brach sie das Schweigen: „Woher kommst Du? Und wie bist du hier hinein gekommen?“ Mühsam fand ich meine Stimme wieder: „Aus Mittelbach. Und davor aus Marburg. Und davor aus – der ganzen Welt. Es war einfach, euren Posten zu überlisten.“ Ich atmete kurz durch und begann dann eine

Rede: „Jutta, ich bin so froh, dass ich dir jetzt alles sagen kann, was ich dir schon immer ...“ „Sei still, Stuzzel. Das ist Vergangenheit. Du musst mir nichts erklären oder dich entschuldigen. Es ist so gekommen, wie es gekommen ist, ich habe viel erlebt seitdem, du vielleicht auch, und wir sind beide nicht mehr an der Stelle im Wald, wo mich der widerliche Nikolaus verraten hat. Ich freue mich, dich zu sehen, und zugleich weiß ich, dass du nicht mehr zu meinem Leben gehörst. Aber wir wollen uns erzählen, wie es uns seitdem ergangen ist. Versprich mir aber eines: Sprich nie mehr von Mittelbach. Ich kann den Namen nicht mehr ertragen. Ich war vor ein paar Jahren noch einmal dort, nachdem Hinz gestorben war. Mein Mann verlangte von mir, dass ich mitkomme. Er kennt meine Vergangenheit nicht, ich habe ihm immer eine andere Geschichte erzählt. Als wir damals zurückritten hierher, wäre ich fast ohnmächtig geworden. Alles stand wieder vor meinen Augen: Meine toten Eltern und Geschwister, die brennenden Hütten, die schreienden Menschen, der Gestank von verbranntem Fleisch. Ich habe vier Wochen lang kaum schlafen können.“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Aber du hast mir das Leben gerettet, einmal. Und das genügt. Du musstest mich nicht ein zweites Mal retten. Das wäre zu viel gewesen.“ Sie drückte die Tränen mit dem Handrücken weg und fasste mich lächelnd bei den Armen. „Komm, setz dich zu mir und erzähle mir von dir. Wie ist es dir ergangen? Erzähl’ mir deine Geschichte! Wir haben viel Zeit, mein Mann ist nicht da und meine Mägde kommen nur zu mir, wenn ich sie rufe. Niemand wird uns stören.“ Sie ging zum Fenster, das zwei Sitznischen links und rechts hatte. Wir setzten uns.

„Weißt du, Jutta“, fing ich an, „ich hätte damals auch nichts anderes machen können, ich wäre doch ...“ Sie sah mich an, hielt ihren Zeigefinger vor die gespitzten Lippen und hieß mich so schweigen. „Nein Stuzzel, das will ich nicht hören. Erzähl mir von der Zeit danach.“ Und so begann ich, ihr meine Wanderungen und Erlebnisse zu berichten. Von Anna erzählte ich nur wenig, Jutta lächelte dabei. Als ich fertig war, schaute mich Jutta bewundernd an: „Du hast sehr viel gesehen und erlebt. Du hast die selige Landgräfin getroffen und bei ihr sein dürfen! Ich könnte fast neidisch werden auf Dich. Aber du hast keinen Platz für dich gefunden. Wo gehörst du hin?“ „Ich weiß es nicht. Hast du einen Platz?“

### Juttas Geschichte

„Ja, und ich will dir erzählen, wie ich ihn gefunden habe. Die Kerle haben mich damals auf dem Pferd ein Stück weggebracht und mich dann in

einen geschlossenen Reisewagen gesetzt. Dann sind wir zwei Tage lang gefahren fast ohne Pause, ich konnte noch nicht einmal hinausschauen. Schließlich hielt der Wagen an, ich wurde herausgeführt und stand in der Schwartzacher Burg. Ich war mir sicher, dass ich diesen Tag nicht überleben würde. Meine Angst war riesengroß. Konrad von Schwartzach erschien mit seinem Sohn in der Tür des Palas und grinste, als er mich sah. „Sperrt sie in den Turm!“ befahl er seinen Männern, und wenig später saß ich in einem dunklen Verließ. Du kennst das ja. Dort habe ich über eine ganze Woche verbracht. Dann wurde ich herausgeholt und in Konrads neu gegründetes Kloster gebracht, wo ich in einem Kämmerchen saß, das ich nie verlassen durfte. Eine schweigsame Magd brachte mir Essen, Waschzeug und alles andere zum Leben, und kein Mensch sonst ließ sich sehen, der mit mir redete. Dort habe ich wohl drei Monate verbracht, in denen ich beinahe verrückt geworden wäre.“ „Aber warum haben sie dich nicht gleich umgebracht?“ quengelte ich dazwischen. „Warte noch ein bisschen ab, dann erfährst du es, Mumbus Iumbus.“ Sie lächelte mich an.

„Eines Tages ging die Tür auf, und Konrad von Schwartzach stand vor mir. Immer noch fürchtete ich, sofort getötet zu werden. Er erklärte mir, dass ich mit auf seine Burg kommen solle, um dort als Dienstmagd zu leben. Er werde mich am Leben lassen, wenn ich schwöre, nie etwas von meiner Herkunft oder meinem Schicksal zu erzählen. Ich schwor es ihm, denn eine Verweigerung des Schwurs hätte meinen sofortigen Tod bedeutet. So kam ich wieder auf die Burg. Ich schlief zusammen mit den anderen Mägden in einer Kammer und musste dem Sohn Konrads, der auch Konrad hieß, aufwarten. Er war noch recht jung, und heute weiß ich, dass ich ihm mein Überleben zu verdanken habe. Er muss sich wohl in mich verückt haben, als ich zum ersten Mal auf die Burg kam. Es war mein Glück.

Der junge Konrad war nicht so ein kaltes Scheusal wie sein Vater. Er behandelte mich sehr anständig und wollte, dass ich immer in seiner Nähe sein sollte. Ich spürte, wie viel ich ihm zu bedeuten schien, und nutzte das aus. Von dem Verräter Nikolaus hatte ich in Liebesdingen viel gelernt.“ Ich spürte einen Stich in meinem Herzen. „Und nun bezirzte ich den jungen Konrad. Es fiel mir nicht weiter schwer, weil er eben ein anständiger Junge war, und auch sehr ansehnlich. Schon nach ein paar Wochen hatte ich ihn so weit, dass er vor Verlangen nach mir glühte. Ich durfte kaum noch sein Gemach verlassen, und immer wieder drängte er sich an mich voller Lust. Ich spielte die Spröde. Das hielt er ein paar Wochen aus, dann wurde er rabiat. Er befahl mir, ihm zu Willen zu sein, hatte aber keine echte Erfah-

rung mit Mädchen und stellte sich sehr unbeholfen an. Ich weigerte mich und drohte ihm, alles seinen Eltern zu erzählen. Natürlich hatte ich das nicht vor, aber diese Drohung gehörte zu meinem Plan. Er bekam es tatsächlich mit der Angst zu tun, nun ja, er war ja auch erst vierzehn. Es war ihm klar, dass ich ihm einiges voraus hatte in Liebesdingen, und so gab er klein bei. Damit begann ein Spiel, dessen Ergebnis du jetzt siehst. Es ist für mich schon lange kein Spiel mehr, ich habe mich an mein Leben als Herrin gewöhnt und möchte nie mehr in einer kleinen, zugigen Hütte wohnen, die von beißendem Rauch oder summenden Stechmücken erfüllt ist.“ Jutta machte eine kleine Pause. Sie wirkte kalt auf mich, beinahe etwas unheimlich. Ich war neugierig, wie es weitergehen würde.

### **Auszug aus: VII – Bremen**

Geld war eine bequeme Sache, dachte ich. Man konnte es arbeiten lassen und lag auf der faulen Haut dabei. Es vermehrte sich wie von selbst. Im Sommer stellte ich einen jungen Mann ein, der auf einer Hohen Schule in Italien gewesen war und perfekt schreiben und lesen konnte. Außerdem verstand er sich sehr gut aufs Rechnen. Er hieß Romuald und wurde mir bald zu einer wichtigen Stütze. Mit seiner Hilfe konnte ich meine Handelsgeschäfte noch ausdehnen. Wenn ich durch die Straßen der Stadt ging, zum Beispiel bei einem meiner zahlreichen Besuche in den Kurien des Domkapitels, grüßten mich die Menschen ehrfurchtsvoll. Immer öfter wurde ich nun „Herr“ genannt und nicht mehr nur Meister. Als die Schiffe in diesem Spätsommer zurückkamen, wurde ich ein wirklich reicher Mann. In der Zunft nahm ich eine gute Stellung ein, und selbst der Oberste Meister Hermann bemühte sich, freundlich mit mir umzugehen. Ich hatte ihm einmal in einer wichtigen Sache auf der Zunftstube vor aller Augen und Ohren widersprochen und mich durchgesetzt. Es war darum gegangen, einen jungen Pergamentmachermeister, der aus Hamburg gekommen war, zuzulassen. Ich hatte es abgelehnt, weil ich meinem Veit keinen Konkurrenten vor die Nase setzen wollte. Nur wenige Zunftbrüder wagten es, sich mir entgegen zu stellen, und ich hatte leicht die große Mehrheit hinter mich gebracht.

Beim Erzbischof und den reichen Kaufleuten ging ich ein und aus. Ich machte noch eine fromme Stiftung, was mir zusätzliches Ansehen eintrug.

Dieses Mal bedachte ich das Hospital, in dem Meister Cort lebte. Ich glaubte, ihm noch einmal meinen Dank erweisen zu müssen.

Ich handelte mit allem, was sich anbot. Mal waren es feine Pelze aus dem hohen Norden, dann wieder eine Schiffsladung Honig, später wieder Häute und Pergamente. Johann zum Turm und ich waren ein Gespann, vor dem viele Händler großen Respekt hatten. Wir konnten Preise festsetzen, wie es uns beliebte, und da war niemand, der sich gegen uns aufgelehnt hätte. Unsere Schiffe fuhren im Frühjahr immer zeitiger los und kehrten im Herbst immer später zurück. Gute Schiffer schafften nun zwei Fahrten in einem Jahr, und unser Gewinn verdoppelte sich. Wir gaben den Schiffen Geld, um neue, größere Schiffe bauen lassen zu können, und unser Verdienst stieg abermals. Andere Kaufleute bedrängten uns, sie als Partner aufzunehmen, aber wir sagten es nur wenigen zu, die uns ein Fünftel ihres Gewinns als Entschädigung überlassen mussten.

In meinem Haus hatte ich einen Kammerdiener und eine Magd angestellt, die mich bedienten und den Haushalt besorgten. Daneben bezahlte ich noch einen Wächter, der in der Nacht aufpasste, denn das viele Geld lockte natürlich allerlei Gesindel an. Ich ließ meine Weine aus dem Rheinland und vom Bodensee kommen, Stoffe und Kleider aus Frankreich und Italien, Silberschmuck aus England und gutes Geschirr aus den niederen Landen. Den Anbau hatte ich abreißen und ganz aus Ziegelsteinen neu und höher aufführen lassen. Mein Haus war das höchste und schönste weit und breit im ganzen Ansgariviertel. So konnte ich nun selbst hohe Besucher empfangen. An jedem vierten Sonntag ließ ich Musikanten in meinem Haus spielen und lud dazu Kaufleute, reiche Handwerker und Domherren ein. Manchmal kam sogar der Herr Erzbischof zu mir. Da wurden neue Geschäfte angeknüpft, zartes Bratenfleisch gegessen mit weißem Brot dazu und zu allem gab es feinen Wein. Im Stall hinter der Werkstatt hielt ich mehrere edle Pferde für mich, mit denen ich durch die Stadt ritt. Der Erzbischof lud mich im Herbst zur Jagd in seinen Wäldern ein und alle bestaunten meinen schwarzen, stolzen Hengst und meine feinen Jagdwaffen. Ich hatte dem Herrn Erzbischof bei dieser Jagd einen Dolch aus Damaszener Stahl geschenkt, wie man ihn noch nicht oft gesehen hatte hierzulande. Die hübschen und hochnäsigen Töchter der anderen Kaufleute und Handwerksmeister verdrehten sich den Kopf nach mir. Gelegentlich ließ ich eine mein Wohlwollen spüren, aber es war keine dabei, die ich wirklich hätte heiraten wollen. Es waren nicht viele Junggesellen in der Stadt, die noch beehrter waren als ich.

Veit beendete seine Lehre und ich schenkte ihm einen Sack voll Geld als Anerkennung. Er sollte die Werkstatt nun führen, in der außer ihm und Sintram noch zwei andere Knechte arbeiteten. Er war so geschickt und klug im Umgang mit anderen Leuten, dass ich mich nicht mehr um die Werkstatt kümmern musste. Er baute seinen Eltern und den kleineren Geschwistern an der Stelle der Kate ein festes Haus, in dem sie besser lebten als je zuvor. Er selbst ließ sich ein Ziegelhaus auf die freie Fläche neben meinem bauen, nachdem Meister aus den niederen Landen ihm das Grundstück entwässert und trockengelegt hatten. Oft kam er abends zu mir und wir saßen zusammen, natürlich nicht, wenn hoher Besuch sich bei mir angekündigt hatte. Er war ja trotz allem nur ein Handwerksgehilfe. Ich vertraute ihm blind. Manchmal saß auch Romuald bei uns, der von seiner Zeit an der Hohen Schule viele Geschichten zu erzählen wusste. Veit war zwar schon fünfzehn Jahre alt, aber nur wenig gewachsen. Manchmal sagte er: „Aus Dankbarkeit und Treue zu euch, Meister Stuzzel, bin ich so klein geblieben, damit ich euch nie überrage.“ Wir lachten viel zusammen.

Eines erreichte ich aber nie: Ich wurde nie in den Rat der Konsuln oder gar zum Bürgermeister gewählt. All mein Geld konnte nicht ausgleichen, dass ich aus einem Bauerndorf aus niederen Verhältnissen stammte. Und doch schwor ich mir in jedem Frühjahr, dass ich es wieder versuchen würde. Irgendwann würde meine Macht so groß sein, dass sie nicht anders könnten als mich zu wählen. Dann würde ich es dem Obersten Meister Hermann heimzahlen. Darauf brannte ich.

Meine Geschäfte und die Abende mit Veit oder Besuchern lenkten mich von meiner Einsamkeit ab. Das Erlebnis mit der Hure Dionysia steckte mir noch lange in den Knochen, es hatte mich misstrauisch gemacht. Ich spürte kaum, wie oft ich alleine war. In die Kirche ging ich meist nur noch an den hohen Feiertagen, stattdessen ließ ich Messen für mich lesen, stiftete hier und da etwas für ein Kloster oder das Hospital und kümmerte mich ansonsten nicht viel um unseren Herrgott, den Herrn Jesus und die heilige Jungfrau.

Man schrieb das Jahr 1246. Romuald hatte mir die Grundlagen des computus beigebracht, und ich ordnete meine Zeit nun mehr nach Zahlen als nach den Namen von Heiligen und anderem althergebrachten Firlefanzen. Das war im Handelsverkehr mit fernen Ländern sinnvoller, denn in Bremen kannte zwar jedes Kind den Tag des heiligen Ansgar an den dritten Kalenden des Februar, aber in London, wohin Johann zum Turm und ich

und rege Verbindungen unterhielten, wusste niemand etwas damit anzufangen.

Ich kaufte ein Stück Land hinter Veits Haus und ließ dort Ställe und Räume für meine Wächter erbauen. Ich unterhielt nun einen Trupp von acht bis zehn Bewaffneten, die mir folgten, wenn ich durch die Stadt ritt oder zur Messe ging. Dazu hatte ich mich entschlossen, als ich einmal nachts das Gefühl hatte, es würde bei mir eingebrochen. Nachdem ich das gehört hatte, kam ich mir mit einigen Wächtern sicherer vor. Zwei oder drei von ihnen begleiteten mich auch auf Ausflügen in das Umland oder auf Reisen, die mich nach Hamburg, Lübeck und einmal nach Dortmund führten. Ich bestaunte diese Städte, vor allem den ungeheuren Reichtum in Lübeck, war aber jedes Mal wieder froh und zufrieden, wenn ich nach Bremen zurückkam. Weitere Fahrten ließ ich ohnehin von Romuald erledigen, der Italienisch und Englisch sprach und sich auch auf Französisch verständlich machen konnte. Ihn schickte ich als meinen Boten in die großen Städte Europas zu den reichen Kaufleuten, nach Venedig, nach Paris, London, Brügge oder Prag. In all diesen Städten baute er Verbindungen zu den wohlhabendsten Händlern auf, die nach und nach zu einem Netz wurden, über das Geld, Waren und Nachrichten ausgetauscht wurden. Ständig waren Boten zwischen den Städten unterwegs, die Briefe, Wechsel und Schuldscheine beförderten. Alles lief wie am Schnürchen.

### **Auszug aus: VIII – Onsala Sandö**

Nach ein paar Wochen hatte ich mich an den immer gleichen Ablauf des Lebens bei Petrus gewöhnt. Ich wartete immer noch darauf, was er zu sagen hatte. Eines Abends, es war nun schon sehr lange hell, sprach ich ihn vorsichtig darauf an. Er lächelte mich an: „Du bist ungeduldig. Vielleicht werde ich nie etwas zu Dir sagen. Höre auf die Stimme Gottes und nicht auf mich.“ „Aber wo ist Gott? Ich kann ihn nicht sehen und nicht hören. Ich schaue nach oben und sehe mich über den Wellen des Meeres um, ich schweige und lausche auf seine Stimme, aber nichts geschieht. Sag mir doch, Petrus, wann wird Gott mit mir sprechen?“ „Du siehst an den falschen Stellen nach und wartest auf die falsche Stimme. Sieh dir die Insel genau an. Dann wirst du Gott sicher finden. Mehr kann ich dir nicht sagen, du musst es selbst finden.“ „Kann ich Gott denn in deinen Büchern treffen?“ Wieder lächelte er und fing an, zu sprechen:

„Omnis mundi creatura  
quasi liber et pictura  
nobis est, et speculum.  
Nostrae vitae, nostrae mortis,  
nostri status, nostrae sortis  
fidele signaculum.

Das ist ein wunderbares Gedicht von Alanus ab Insulis, den ich selbst noch kennen gelernt habe in Paris, damals. Hast du es verstanden?“ Ich schüttelte den Kopf. Lateinische Gedichte konnte ich nie gut verstehen.

„Pass auf:

Die Geschöpfe dieser Erde  
sind ein Buch und ein Gemälde  
und ein Spiegel unsres Seins.  
Unserm Leben, unserm Sterben,  
unsrer Lage, unserm Lose  
können sie ein Zeichen sein.“

Ich sah ihn verständnislos und blöde an. „Was meinst du damit? Was soll ein Spiegel unseres Seins sein? Darunter kann ich mir nichts vorstellen. Erkläre es mir bitte.“ „Also gut, ich will es dir mal so sagen, wie ich einmal einen Prediger gehört habe. Er hat es so erklärt: ‚Der allmächtige Gott hat uns Geistlichen zwei große Bücher gegeben, in denen wir lesen und aus denen wir lernen und singen sollen. Alles, was wir für die Seele und den Körper benötigen, alle Tugenden, deren wir in Bezug auf Gott und auf das Leben in der Welt bedürfen – dass wir Gott lieben sollen, wie wir ihn loben und ehren sollen, dass wir von der Sünde ablassen und sie fliehen sollen und von aller Bosheit lassen und sie verschmähen sollen: das lesen wir Geistlichen alles in zwei Büchern. Das eine Buch ist das Alte Testament und das andere ist das Neue Testament. Weil aber nun das Himmelreich für euch Laien genau so notwendig ist wie für uns Geistliche, darum hat euch Gott ebenfalls zwei große Bücher gegeben, aus denen ihr lernen und in denen ihr lesen sollt über alle Weisheit, die ihr benötigt, und die euch den Weg ins Himmelreich weisen sollen: diese Bücher sind der Himmel und die Erde. Darin sollt ihr lesen und alles das lernen, was ihr für Leib und Seele braucht.‘ Verstehst Du das, Stuzzel?“ „Ja, ich glaube schon, aber was soll ich denn im Wald und auf dem Feld lernen? Da sieht man, wie die Ernte wird, wo man Feuerholz oder Beeren findet, vielleicht noch wie das Wetter wird vor dem Mähen. Aber was sonst sollte man da lernen können, was man für Leib und Seele braucht? Für den Leib braucht

man Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, ein Dach über dem Kopf und vielleicht ein weicheres Bett. Sonst nichts. Und für die Seele geht man in die Kirche und zur Beichte, man betet und man liest in der Heiligen Schrift. Was soll man denn da draußen in den Wäldern oder, so wie hier, am Wasser, auf den Steinen und überall sonst draußen finden? Da draußen lauern gefährliche Tiere, das Wetter macht einem zu schaffen, mal ist es zu kalt, mal zu warm, mal zu trocken, mal zu nass. Und wenn es nur dabei bleibt. Es gibt Unwetter und Überschwemmungen, Dürre und strengen Frost und all diese Dinge, von denen man immer nur hoffen kann, dass sie einen verschonen. Das alles bringen Himmel und Erde. Was sollte man denn da noch lernen können? Ich kann das nicht begreifen!“ „Geh hinaus und sieh dir alles an. Geh jeden Tag hin und sieh genau hin. Beuge dich einmal herunter, damit du das Gras und die Käfer und die Ameisen von Nahem sehen kannst. Ich werde es dir nicht erklären, weil ich weiß, dass du klug genug bist, es selbst zu verstehen. Für dich sind Himmel und Erde nur da für unser Wohlergehen, für unseren Leib. Du magst sie nur, wenn du sie essen und trinken kannst. Aber es gibt mehr als Essen und Trinken. Geh in den Wald oder an das Meeresufer und sieh es dir alles genau an. Wir sprechen in einiger Zeit noch einmal darüber. Und jetzt Schluss! Ich bin müde. Leg dich hin und schlaf gut, auch ohne weicheres Bett!“ Er schmunzelte.

### **Auszug aus: IX – Reise Schweden. Fischbeck.**

Am nächsten Morgen schien die Sonne von einem wolkenlosen Himmel. Ich hatte schlecht geschlafen und war sehr unruhig schon früh aufgestanden. So musste ich eine Weile warten, bis mir der Wirt etwas zu trinken und zu essen gab. Dann ging ich los, nein, ich rannte. Noch vor Mittag kam ich in Fischbeck an, einem kleinen Dörfchen, das mir bekannt vorkam. Ich überlegte. Im Näherkommen sah ich den breiten und starken Westbau der Stiftskirche und ich erschrak: War ich hier nicht vor siebzehn Jahren vorbei gekommen? Dunkel erinnerte ich mich. Dann betrat ich den Platz vor der Kirche und es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Hier war ich gewesen und hatte unwillig und gereizt beschlossen, nicht anzuklopfen und nicht nach Anna zu fragen. Hatte ich etwa siebzehn Jahre meines Lebens vergeudet mit sinnlosen Wanderungen, Fahrten, Sünden, Kämpfen und Leid? Was wäre gewesen, wenn ich bei Anna schon damals

geklopft hätte? Ach, ich fühlte mich hundeehend. Aber dann sagte ich mir, dass nicht alles in dieser Zeit schlecht und übel gewesen war. Ich hatte in Bremen anfangs schöne Jahre gehabt, bis ich im Kampf mit der Sünde der Habgier unterlegen war. Meine drei Jahre bei Petrus hatten mir die Augen und Ohren geöffnet für so viel Neues um mich herum. Vielleicht war alles so von meinem Herrgott vorherbestimmt worden, vielleicht war es vermessen von mir, nach dem ‚Warum?‘ zu fragen. Ich beschloss, nicht weiter daran zu denken.

Es war wie in Möllenbeck am Tag zuvor. Bang klopfte ich an und eine Magd erschien. Ich fragte nach Jungfer Anna. Die Magd verschwand wieder und kam nach einiger Zeit zurück. Sie führte mich in das Stift hinein. Wir gingen zur Kammer der Jungfer. Ich konnte meine Beine kaum mehr bewegen und ging, als hätte ich einen Stock verschluckt. Meine Hände waren nass und mein Puls raste. Auf der Stirn hatte ich dicke Schweißperlen. Siebzehn Jahre! Ach, was: Mehr als dreißig Jahre! Mehr als dreißig Jahre hatte ich auf diesen Augenblick gewartet. ‚Mehr als dreißig Jahre, mehr als dreißig Jahre, mehr als dreißig Jahre‘ pochte es in meinem Kopf. Ich konnte durch ein Fenster in den still im mittäglichen Sonnenschein liegenden Kreuzgang sehen, in dem Rosen blühten. Dann blieb die Magd vor einer Tür stehen und klopfte. Von drinnen hörte ich eine Frauenstimme „Kommt herein!“ sagen. Die Magd ließ mich vor und blieb in der Tür stehen, während ich in die Kammer hinein trat. Am Fenster saß an einem Tisch auf einem mit Kissen gepolsterten Stuhl eine Frau und stückte in einem kleinen Rahmen. Sie sah hoch und ich erkannte sofort ihre strahlenden Augen, die ich nie vergessen hatte. Bei keinem Menschen hatte ich je wieder solche Augen gesehen, vielleicht mit der Ausnahme des kleinen Veit. Seine Augen hatten nicht minder geleuchtet.

Ihre Augen sahen mich aber ohne Erinnerung an. „Wer bist du? Was willst du?“ „Ich soll euch grüßen, Jungfer Anna, von Jungfer Anna aus Möllenbeck. Ich habe sie gestern dort gesprochen.“ „Und nur dafür bist du hierhergekommen? Das glaube ich dir nicht. Also noch einmal: Wer bist du, was willst du?“ Sie hatte nun wieder diesen gebieterischen Blick, der mir schon bei unserer ersten Begegnung in Überlingen aufgefallen war. „Ich möchte euch gerne allein sprechen, Jungfer Anna.“ „Nun, wenn es denn sein muss. Irmingard, lass uns allein.“ Die Magd ging geräuschlos. „Anna, erkennst du mich nicht mehr? Ich bin es, Stuzzel!“ Ich lächelte sie an und musste mir große Mühe geben, nicht auf sie zuzustürzen. Sie sah mich ein wenig abwesend an, hatte den Strickrahmen auf ihre Beine gelegt

und schien zu überlegen. „Stuzzel? Ach nein, das glaube ich nicht. Du bist nicht Stuzzel. Dich hat der Teufel gesandt, um mich in Versuchung zu führen. Mein Stuzzel war ein ganz anderer Mensch als du. Nur die Größe stimmt. Aber du bist ein anderer Mann. Warum gibst du dich als er aus? Warum willst du mich quälen?“ „Nein, Anna, ich bin es wirklich! Ich bin Stuzzel, der Pergament-macherslehrlinge von Meister Rotpert aus Überlingen!“ „Meister Rotpert ist schon so lange tot. Und von Stuzzel habe ich nie mehr etwas gehört. Der Plan meines Vaters ist aufgegangen, uns für immer voneinander zu trennen. Es ist für mich, als sei er auch tot.“ „Aber nein, Anna, ich lebe, ich lebe. Sieh mich doch an! Ich bin es, dein Stuzzel! Glaube mir doch!“

Sie blieb still und sah mich an. Ihre Augen leuchteten wie früher, aber sie war alt geworden, wie ich. Ihre Haare waren nicht mehr so blond, sie war dünn geworden, ihr Gesicht war von Falten durchzogen. Ihre Hände wirkten zerbrechlich, so bleich und bewegungslos, wie sie auf dem Stickerahmen lagen. „Komm näher, hierher an das Fenster, damit ich dich besser sehen kann.“ Ich trat drei Schritte vor und beugte mich ein wenig herab. „Sieh mich an. Ich bin älter geworden. Ich habe die halbe Welt gesehen und ungeheuer viel erlebt. Was hast du getan während all der Jahre?“ Sie musterte mich immer noch genau. „Wenn du Stuzzel bist, dann musst du wissen, wo du mich zum ersten Mal geküsst hast. Sage es mir!“ „Ich weiß es noch wie gestern. Wir waren in der Kalkbude von Meister Rotpert, als du mit deinen Brüdern unsere Werkstatt besucht hast. Es war fast ganz dunkel da drin und ich habe dir gesagt, dass ich dich küssen will. Und dann haben wir uns geküsst. Weißt du noch?“ Ich begann zu weinen. Ihr Blick hellte sich auf und sie lächelte mich an: „Du bist es wirklich, mein Stuzzel. Du kommst nach sechsunddreißig Jahren zu mir zurück.“ Sie stand auf, lächelte immer weiter und kam zu mir. Als sie dicht vor mir stand, berührte sie meine Lippen mit ihren Fingern. Auch ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ich wollte ihre Hand fassen, aber sie zog sie schnell zurück. „Nein, mein lieber Stuzzel, nein, fass mich nicht an. Das ist alles vorbei, das ist wie ein anderes Leben. Ich habe viele, viele Jahre auf dich gewartet, aber nun warte ich schon lange nicht mehr. Es war alles vorbei, und es ist alles vorbei, und es wird für alle Zeit vorbei sein. Aber du sollst mir erzählen, auch wenn ich traurig werde dabei. Woher kommst du? Was hast du all die Jahre gemacht? Ich habe nichts zu erzählen, denn ich habe immer hier gelebt, immer gleiche Tage, nur selten mit einer Unterbrechung oder Abwechslung. Ich habe viel gebetet und gesungen, viel gestickt und

wenig gesprochen. Ich kümmere mich um die armen Kinder aus den Dörfern oben am Süntel, besorge ihnen Kleider und Schuhe und gebe ihnen zu essen. Ich bringe ihnen Schreiben und Lesen bei. Sie sind mir wie meine eigenen Kinder. Ich habe meinen Frieden gefunden hier und meine Arbeit, mit der ich meine Sünde gegenüber meinen Eltern abbüße.“ „Du willst hier nicht mehr weg?“ „Stuzzel, wenn du davon träumst, dass ich mit dir von Fischbeck weggehe, dann höre auf damit. Ich werde hier bleiben und hier sterben und hier bei unserer Stifterin Helmburgis begraben werden. Wenn du fünfundzwanzig Jahre früher gekommen wärest, dann wäre ich vielleicht schwach geworden, aber nun ist es schon lange vorbei.“ Ich erzählte ihr, dass ich vor siebzehn Jahren auf der Suche nach ihr hier vorbei gekommen und nicht angeklopft hätte. „Siehst du“, sagte sie, „es sollte nicht sein. Wir sollen in unserer Erinnerung aneinander leben, aber nicht in der Gegenwart. Sieh mich nicht so voll Begierde an. Ich bin nicht mehr deine Geliebte. Ich bin ein Gespenst aus einer fernen Vergangenheit, so wie du. Aber trotzdem sollst du mir von dir erzählen. Was hast du erlebt? Nimm dir den Stuhl dort und setz dich hin.“

\*\*\*\*

Es wurde immer dunkler, während ich immer schneller mit den Dietrichen hantierte. Ich hatte bestimmt schon drei Dutzend versucht, als ich plötzlich den richtigen in der Hand hatte. Leise knirschend drehte er sich im Schloss, und einen Moment später war die Tür offen. Im Armarium war es stockdunkel. Durch die Tür fiel nur noch schwaches Licht, aber immerhin konnte ich einen Tisch mit einer kleinen Öllampe erkennen. Rasch holte ich meinen Feuerstahl aus der Tasche und entzündete einen Kienspan, den ich mir eingesteckt hatte. Im flackernden Licht des Spans sah ich zum ersten Mal das Armarium. An einer der niedrigen Wände stand ein Regal mit einigen staubigen Büchern, an zwei anderen Wänden sah ich große Truhen, ebenfalls dick mit Staub bedeckt. Schnell zündete ich die kleine Lampe an, die den Raum etwas besser erhellte. Auf dem Tisch lag ein kleines, angekettetes Buch, das von eisernen Schließen zusammen gehalten wurde. Vorsichtig schlug ich auf den Buchdeckel und der Band sprang auf. Auf dem Titelblatt las ich ‚Libri tres de anatomia Hippokratii‘. Die Anatomie des Hippokrates! War das das große Geheimnis?

Der Abt und der Prior sahen uns nun an. „Hat von euch jemand etwas bemerkt?“ Bruder Martinus antwortete: „Nein, ehrwürdiger Herr Abt, wir kamen heute hier herein und alles war wie sonst, abgesehen vom Bruder Bibliothekar, der in der Auflösung war, in der ihr ihn jetzt seht.“ „Habt ihr denn nach dem Buch gesucht?“ „Nein, nur das nicht!“ schrie der Bibliothekar dazwischen. „Dann sind wir alle verloren!“ Die Ungeduld des Priors wuchs: „Was wollt ihr denn nun, Bruder Bibliothekar? Sollen wir das Buch suchen und den Dieb, sofern es denn einer war und nicht ein Engel oder ein Teufel, bestrafen? Oder sollen wir das Buch nicht suchen und uns alle tödlicher Gefahr aussetzen? Dieses Teufelsbuch! Wie ist es überhaupt hierhergekommen?“ „Ich habe es vor langen Jahren einem Bruder aus einem anderen Kloster abgekauft, ich glaube aus Mainz. Ja, es wird wohl Mainz gewesen sein.“ „In Mainz gibt es viele Klöster, das hilft uns jetzt nicht weiter. Warum habt ihr es gekauft, wenn es doch ein so teuflisches Buch ist?“ „Nein, nein, es ist nicht teuflisch, es ist nur gefährlich für Menschen, die sich mit solchen Büchern nicht auskennen. Für mich war es ganz ungefährlich. Solange es im Armarium lag, konnte nichts geschehen.“ „Ja, außer dass es dort gestohlen oder auf welche Weise auch immer entfernt wurde!“ Der Prior wurde allmählich böse. „Ich mag solchen Aufruhr im Kloster nicht, denn das schadet nur dem Gebet für das Seelenheil meiner Familie. Sie hat sich das Kloster schließlich viel Geld kosten lassen. Da kann ich Unruhe nicht gebrauchen. Ich verlange, dass eine Entscheidung getroffen wird! Was sagt ihr, ehrwürdiger Herr Abt?“ Der Angesprochene zuckte kaum merklich zusammen. „Wir müssen nun in Ruhe vorgehen und untersuchen, was hier geschehen ist. Waren es himmlische oder teuflische Mächte, die das Buch entfernt haben?“ Er wollte zu einer langen Rede ansetzen, da fuhr der Prior dazwischen: „Bevor wir die Mächte des Himmels oder der Hölle, der Herr behüte uns vor ihnen, bemühen, sollten wir hier im Kloster nach dem Buch suchen. Wenn einer der Brüder das Buch sieht, so möge er den Bibliothekar holen, damit dieser das Buch an sich nimmt und wieder sorgfältig im Armarium verschließt. Aber vielleicht sollten wir das Teufelsbuch auch verbrennen. Wir könnten einen bischöflichen Richter kommen lassen, der dem Buch seine bösen Mächte mit der Kraft des Feuers austreibt.“ „Nein, nur das nicht“, warf atemlos der Bibliothekar ein. „Wir dürfen es nicht vernichten! Nur ich kann das Buch bannen und im Armarium bewahren! Ich werde es dort mit einer starken Kette festma-

chen, damit es keine Macht der Welt und der Himmels und der Hölle je wieder heraus holen kann!“ „Glaubt ihr etwa nicht, Bruder Bibliothekar, dass es Gottes himmlischen Heerscharen möglich wäre, auch ein Buch an einer festen Kette, und sei sie aus fingerdickem, reinstem Stahl, jederzeit wieder verschwinden zu lassen?“ „Ja, doch, gewiss, ehrwürdiger Herr Prior! Das bringt mich auf einen Gedanken: Lasst uns alle für das Wiedererscheinen des Buches zu Gott und allen Heiligen beten! Dann wird es unfehlbar sofort wieder an seinem alten Platz liegen!“ Der Abt raffte sich zu einer Antwort auf: „Oh, ja, Bruder Bibliothekar, das ist ein gutes Vorhaben. Lasst alle Brüder herbei holen!“ Sofort sprang der junge Mönch davon und eine gute Viertelstunde standen alle Brüder in der Bibliothek. Weil der Platz nicht ausreichte, drängten sich viele vor der Tür. Sie alle waren neugierig, was denn wohl geschehen sein mochte. Während der ganzen Zeit hatte der Bibliothekar unaufhörlich weiter gejammert und gezetert, wobei der Prior unruhig auf und ab ging. Bruder Martinus machte ein besorgtes Gesicht und ich stand ruhig neben seinem Platz.

Zwei Brüder schwenkten Weihrauchgefäße in der Bibliothek und alle sanken auf die Knie nieder, etwas misstrauisch auch der Prior. Der Abt begann: „Vater im Himmel, Sohn und Heiliger Geist, Jungfrau Maria, gebenedeit unter allen Weibern, und all ihr Heiligen! Helft uns bei der Suche nach dem geheimen Buch. Lasst es wieder hier erscheinen! Wir rufen: Herr erbarme dich!“ Die Mönche antworteten: „Herr, erbarme dich!“ „Christe, erbarme dich!“ „Christe, erbarme dich!“ „Herr, erbarm dich über uns!“ „Herr, erbarm dich über uns!“ Dann sprach der Abt ein Ave Maria und ein Vaterunser und alle stimmten ein.

Das Buch lag nahe bei mir auf einer Ablage unter dem Schreibpult von Bruder Martinus. Ich schubste es unbemerkt ein wenig an und es fiel mitten in die Stille nach den Gebeten zu Boden. Alle fuhren herum und starrten das Buch an, das auf dem Boden lag. „Da ist es“, schrie der Bibliothekar. „Geht weg, geht weg von dem geheimen Buch! Nur ich darf es anfassen! Ihr seid sonst alle des Todes!“ Entsetzt sprangen alle zur Seite und machten ihm Platz. Ich blieb stehen und beugte mich hinunter. Der Bibliothekar kreischte schrill auf: „Lass es liegen, berühre es nicht! Du wirst sterben!“ Schon bückte er sich, als ich es in die Hand nahm und mich langsam aufrichtete. „Nein, du bist des Todes! Lass es fallen! Lass es fallen!“ Er wollte es mir aus der Hand reißen, aber ich wich ihm aus. Ruhig schlug ich es auf. Der Bibliothekar war auf den Boden niedergefallen und

wimmerte nur noch. Die Anderen sahen mich starr vor Entsetzen an. Alle rechneten damit, dass ich sofort vom Schlag getötet würde.